



Zipper und sein Vater
Roth, Joseph

Veröffentlicht: 1928
Kategorie(n): Fiction, Literary
Quelle: <http://gutenberg.spiegel.de>

Über Roth:

Moses Joseph Roth war ein österreichischer Schriftsteller und Journalist.

Auch verfügbar bei Feedbooks für Roth:

- *Radetzkmarsch* (1932)

Copyright: This work is available for countries where copyright is Life+70.

Note: Dieses Buch wird Ihnen präsentiert von Feedbooks

<http://www.feedbooks.com>

Nur zum privaten Gebrauch. Nicht für kommerzielle Zwecke.

Kapitel 1

Ich hatte keinen Vater – das heißt: ich habe meinen Vater nie gekannt –, Zipper aber besaß einen. Das verlieh meinem Freund ein besonderes Ansehen, als wenn er einen Papagei oder einen Bernhardiner gehabt hätte. Wenn Arnold sagte: »Ich gehe mit meinem Vater morgen auf den Kobenzl«, so wünschte ich mir, auch einen Vater zu haben. Man konnte ihn bei der Hand nehmen, seine Unterschrift nachahmen, man konnte von ihm Rügen, Strafen, Belohnungen, Prügel erhalten. Manchmal wollte ich meine Mutter veranlassen, noch einmal zu heiraten; denn selbst ein Stiefvater kam mir begehrenswert vor. Die Lage der Dinge ließ es aber nicht zu.

Der junge Zipper protzte immer mit seinem Vater. Dies hatte ihm der Vater gekauft, jenes verboten. Dies hatte er ihm versprochen, jenes versagt. Mit dem Lehrer wollte der Vater sprechen, einen Hauslehrer wollte er bestellen, Arnold eine Uhr zur Konfirmation kaufen und ihm ein eigenes Zimmer einrichten. Selbst wenn der Vater dem Sohn eine Unannehmlichkeit zufügte, so war es, als hätte Arnold sie selbst gewünscht. Der Vater war ein mächtiger, aber zugleich auch ein dienstbarer Geist.

Manchmal kam ich mit Arnolds Vater zusammen. Eine Viertelstunde lang behandelte er mich wie seinen eigenen Sohn. Er sagte mir zum Beispiel: »Mach den Kragen zu, es geht ein Nordwest, man kann Halsweh kriegen.« Oder: »Zeig mir mal deine Hand her, du hast dich ja verletzt, wir wollen drüben in die Apotheke gehen und etwas draufstreichen.« Oder: »Sag deiner Mutter, sie soll dich zum Friseur schicken. Im Hochsommer trägt man keine langen Haare.« Oder: »Kannst du schon schwimmen? Ein junger Mann muß schwimmen können!« Dann war es, als hätte mir der junge Zipper den alten geliehen. Ich war meinem Freund dankbar, hatte aber zugleich das peinliche Gefühl, daß ich ihm seinen Vater zurückgeben müsse, wie ich ihm den »Robinson« zurückgeben mußte. Geliehene Sachen waren schließlich nicht eigene.

Immerhin durfte ich zuweilen Zippers Vater längere Zeit behalten, wenn auch nur, um ihn mit Arnold zu teilen. Wir gingen gelegentlich alle drei zu besonderen Anlässen, wir bestiegen bedeutende Türme,

besichtigten Menagerien, Mißgeburten, Liliputaner, Tanagratheater und den Schnellläufer, der in zehn Minuten die lange Lastenstraße zurücklegte. Damals behauptete Zipper, es wären eigentlich elf Minuten und fünf- undvierzig Sekunden gewesen. Denn er nahm es mit der Zeit genau. Er besaß eine Uhr, von der mein Freund mit Recht sagte, sie wäre ein Chronometer. Es war eine große goldene Uhr mit Deckel. Das Zifferblatt bestand aus lila Emaille. Die schwarzen römischen Ziffern hatten goldene Ränder. Ein unscheinbarer, kaum sichtbarer Haken neben dem Bügel brachte ein Läutewerk in Bewegung. Eine klare, kleine, silberne Glocke schlug die eben verflossene Stunde und Viertelstunde. »Diese Uhr«, so sagte Zippers Vater, »kann ein Blinder ebenso gut benützen wie ein Sehender. Die Minuten«, fügte er witzig hinzu, »muß er sich freilich dazu denken. Diese Uhr ist noch nie beim Uhrmacher gewesen. Sie geht schon einundvierzig Jahre Tag und Nacht. Ich habe sie einmal unter ungewöhnlichen Umständen in Monte Carlo erworben.«

Diese »ungewöhnlichen Umstände« gaben dem jungen Zipper und mir nicht wenig zu denken. Der Vater, mit dem wir bei hellichtem Tage zusammenkamen, der ein Mensch war wie andere Menschen, mit einem schwarzen runden Hut und einem Stock mit Elfenbeingriff – der übrigens auch seine Geschichte hatte –, dieser Vater hatte irgendwann und gerade in Monte Carlo unter ungewöhnlichen Umständen etwas erlebt. Wir sahen mit Ehrfurcht, wie der alte Zipper die astronomische Uhr der Sternwarte mit seiner Uhr verglich, den Stand der Sonne um Mittag kontrollierte, die elektrischen Zeitmesser in der Stadt. Manchmal, wenn er am Tisch saß und alle schweigsam aßen, schob er den Riegel an der Uhr, und die Tischgenossen lauschten verwundert dem rätselhaften Klang.

Zippers Vater liebte Überraschungen. Er gebrauchte sogenannte Juxgegenstände, falsche Zündholzschachteln, aus denen kleine Mäuschen sprangen, Zigaretten, die explodierten, und kleine Gummiblasen, die unter dem dünnen Tischtuch gespensterten. Er kümmerte sich um viele kleine Dinge, die Erwachsene gewöhnlich verachten. Er hatte aber auch Interesse für wichtigere Gegenstände, für Geographie, Geschichte, Naturwissenschaften zum Beispiel. Die alten Sprachen achtete er gering, auf die modernen legte er das größte Gewicht »Englisch und Französisch«, so sagte er, »muß heutzutage jeder junge Mann lernen. Hätte ich eine bessere Jugend gehabt, ich wäre direkt polyglott geworden. Latein lasse ich mir noch gefallen. Eventuell braucht man's, wenn man Mediziner oder Pharmazeut wird. Aber Griechisch? Eine tote Sprache! Homer kann man auch in der Übersetzung lesen. Die griechischen Philosophen sind längst überholt. Am liebsten hätte ich Arnold in die Realschule gegeben.

Aber die Mutter! Dabei behauptet sie, daß sie ihren Sohn liebt. Liebt ihn und läßt ihn griechische Grammatik lernen!«

Es gab noch mehr Meinungsverschiedenheiten zwischen dem alten Zipper und seiner Frau. Sie hatte Respekt vor Lehrern, Priestern, dem Hof und den Generalen. Er war ein Leugner ewiger Wahrheiten, ein Rebell und ein Rationalist. Er verehrte ausnahmsweise Genies, Goethe, Friedrich den Großen und Napoleon, verschiedene Erfinder, Nordpolfahrer und besonders Edison. Er hatte Respekt vor der Wissenschaft und nur vor denjenigen unter ihren Jüngern, die ihm durch den Tod oder durch eine bedeutende geographische Entfernung entrückt waren. Seiner Hochachtung vor der Medizin entsprach sein Mißtrauen gegen Ärzte. Er behauptete, niemals krank gewesen zu sein. Er bedurfte ebensowenig eines Arztes wie seine Uhr eines Uhrmachers. Dennoch befand er sich manchmal in einem Zustand, den er Ruhebedürfnis nannte. Dann erklärte er, daß der gesunde Mensch – und gerade der gesunde – von Zeit zu Zeit ein Bedürfnis nach Ruhe und sogar erhöhter Temperatur habe. Er hatte mehrere Methoden, die Temperatur zu messen. Kein anderer konnte so gut wie er das Quecksilber im Fieberthermometer hinuntertreiben. Seine Heilungsmethoden waren merkwürdig und in der Medizin unbekannt. Sie hätten eher für seine Neigung zum Aberglauben zeugen können, sie widersprachen seinem einzigen Glauben: dem an die Vernunft. Er aß Zwiebeln, wenn er Kopfweg hatte, legte Spinnwebgewebe auf offene Wunden und heilte Gicht durch Wassertreten.

Kapitel 2

Die Familie Zipper wohnte in dem Viertel der kleinen Bürger, in dem die Wohnungen aus zu engen Zimmern bestehen, dünne Wände haben und nutzlosen Zierat enthalten.

Es gab einen außerordentlich noblen Raum in der Wohnung Zippers. Er lag hinter dem Schlafzimmer. Man hätte ihn auch vom Flur aus erreichen können. Dort aber war die Tür geschlossen. Sie öffnete sich nur einmal im Jahr, zu Ostern, wenn des alten Zippers Bruder aus Brasilien zu Besuch kam. Für uns, den jungen Zipper und mich, war das vornehme Zimmer, das man Salon nannte, am Sonntagnachmittag zugänglich, wenn wir versprachen, uns ruhig zu verhalten und »nichts zu zerbrechen«. Denn viel Zerbrechliches war dort angesammelt. Ich erinnere mich an ein gläsernes blaßblaues Tintenfaß mit silbernem Deckel, ein kleines Streusandfäßchen von gleicher Farbe und einen Federhalter aus blauem Glas. Es war eine Garnitur. Sie stand in der Mitte der rubinroten schweren Trinkgläser auf der Kommode, der silbernen Becher und der neusilbernen Obstbestecke. In den Gläsern, die immer ein wenig verstaubt waren, lagen Perlmutterknöpfe und Kinderringe aus weichem Silber, Krawattenhalter und hölzerne Nadeletuis, Agraften, mit gläsernen Brillanten besetzt, schwarzer, biegsamer und klebriger Flitter, der jedesmal von dem schwarzen Prachtkleid der Frau Zipper abfiel und den sie sammelte, um ihn gelegentlich wieder anzunähen.

Immer lag der Salon im Halbdunkel. Schwere, rote Vorhänge gestatteten der Sonne nur einen spärlichen Zutritt, kaum daß es einem Strahl manchmal gelang, sich einen schmalen Weg zu bahnen und eine dünne silberne Staubsäule vom Fenster zum runden Tisch zu ziehen. Mottenkugeln rochen scharf aus den ewig geschlossenen Schränken. Eine dumpfe Feuchtigkeit gemahnte an herbstliche Felder, Allerseelen, Weihrauch in kühlen Kapellen. An der Wand hingen Porträts von den Großeltern und Eltern der Frau Zipper. Der alte Zipper besaß keine Bilder von seinen Ahnen. Denn er stammte aus einer Familie, die »einfach« war und die sich nie hatte porträtieren lassen. Er selbst aber schien der Ahnherr eines respektvollen Geschlechtes werden zu wollen. Er ließ sich oft

photographieren und alle seine Bilder vergrößern. Er hängte sie an die Wände des Salons. Da sah man Herrn Zipper mit Hut und Stock, auf einer Gartenbank, Jasmin im Hintergrund. Dort: am Schreibtisch, in einem dicken Buch lesend. Rechts hing das Bild, das Herrn Zipper in der Uniform eines Feldwebels – eines Rechnungsfeldwebels – der Infanterie darstellte. Links: Herr Zipper im Zylinder mit weißen Handschuhen, wie er eben von einer Hochzeit oder von einem Begräbnis kam. Hier war er noch junger Bräutigam, einen Blumenstrauß in weißer Tüte in der Hand. Dort ein bereits ernster Vater, Arnold, den Kleinen, auf den Knien.

Noch öfter als der alte war der junge Zipper photographiert. Arnold, wie er sechs Monate alt war, splinternackt, lächelnd, auf einem Bärenfell; Arnold als Einjähriger auf dem Arm der Mutter; Arnold als Vierjähriger in den ersten langen Hosen; Arnold als Sechsjähriger mit dem ersten Schulranzen, mit Schiefertafel und baumelndem Schwamm; Arnold als Siebenjähriger mit dem ersten Schulzeugnis; Arnold als Achtjähriger mit gekreuzten Beinen, zu Füßen seines Lehrers, umgeben von seinen Schulkameraden; Arnold im spanischen Nationalkostüm und als Radfahrer; als kleiner Reiter im Hippodrom und als Chauffeur im Vergnügungspark; Arnold auf einem Esel und auf dem Kutschbock; Arnold am Klavier und mit der Geige; Arnold mit Pfeil und Bogen und Arnold mit Säbel; Arnold als kleiner Dragoner und als kleiner Matrose; Arnold in allen Altern, allen Kleidungen, allen Lagen; Arnold, Arnold, Arnold ...

Weshalb, fragte ich, ist nicht Arnolds Bruder, der ältere, den man Cäsar nannte, photographiert? Er hieß Cäsar, nach dem früh verstorbenen Bruder seiner Mutter. Es schien, daß dieser Name den Knaben beschwerte, ihm Aufgaben stellte, für die er nicht geboren war. Er mußte entweder ein Genie sein oder ein Hund. Wer war imstande, mit solch einem Namen seinen Eltern Freude zu bereiten?

Nein! Er bereitete ihnen keine Freude, wenigstens nicht dem Vater. Man sah Cäsar selten zu Hause. Er trieb sich in den Straßen herum, man traf ihn vor dem Eingang zum Zirkus Cavalli, vor den Kinos in den Vorstädten und in der kleinen Gasse, in der jedes Haus ein Bordell war. Und er war im ganzen vierzehn Jahre alt. Ich erinnere mich deutlich an sein rotes grobes Gesicht, in das die Züge roh und provisorisch eingezeichnet waren, an seine kurze, von vielen Runzeln zerknitterte Stirn, die aussah, als wollte sie falsche Sorgen vortäuschen, an den merkwürdigen Gegensatz zwischen dem ungläubigen Mund, der an eine traurige alte Sichel erinnerte, und den hellen, grünen, bestialisch und irrsinnig glänzenden Augen. Als er fünfzehn Jahre alt war, schlief er mit allen Dienstmädchen der Nachbarschaft, ein schwarzer Bart sproßte aus allen Winkeln seines

Gesichts, seine Augenbrauen wuchsen an der Nasenwurzel zusammen. Er »wollte nicht lernen«. Der alte Zipper »nahm ihn« aus dem Gymnasium und »gab ihn« in die Realschule. Hier geriet er mit einem Mitschüler in Streit, zerschlug ihm das Nasenbein, ohrfeigte einen Lehrer, der vermitteln wollte. Da »nahm« der alte Zipper Cäsar aus der Realschule und »steckte« ihn in die Bürgerschule. Hier gab es mehrere Cäsars, die Lehrer hüteten sich vor Schlägen. Cäsar Zipper erregte nicht besonderes Aufsehen, er blieb je zwei Jahre in jeder Klasse, aber es half ihm nichts. Als er die Schule verließ, konnte er gerade lesen und schreiben.

Es war, als gehörte Cäsar nicht zur Familie Zipper. Vor allem traf man ihn niemals zu Hause, es sei denn während der Mahlzeiten. Da saß er am Ende des Tisches, die Tür, die zur Küche führte, im Rücken, gegenüber dem alten Zipper, der dem ungeratenen Sohn zwischen je zwei Gängen wütende, verachtende Blicke zuwarf. Cäsar erwiderte sie nicht. Cäsar sah immer auf den Teller, knurrte leise, klopfte mit den Absätzen auf den Fußboden, trommelte mit den Fingern auf den Sessel und wußte, daß die Raserei in seinem Vater stieg. Ja, er schien mit Vergnügen zu hören, wie es in dem alten Zipper kochte. Noch hielt der an sich. Schon aber nahte die Mehlspeise, mit der Zipper niemals zufrieden war, und plötzlich explodierte er. Er schleuderte das Salzfaß gegen Cäsar, der es schon längst erwartet hatte und mit dem geübten Griff eines gewandten Menschen auffing und wieder auf den Tisch stellte. Dann hörte man ein Sesselrücken, der alte Zipper erhob sich. Er stand gebückt, die Serviette in der Linken, mit der Rechten griff er hinter den Rücken, er suchte die Lehne des Stuhls. Einen Augenblick lang sah man seine Hand, wie sie die leere Luft krallte. Ich sehe noch deutlich diese rechte Hand, sie sah aus wie ein Tier, eine behaarte Spinne etwa, die blind nach einer nicht vorhandenen Beute greifen will, sie war schrecklich, diese Hand, schrecklicher als das Gesicht des Alten, das zu harmlos war, um auch nur einen Augenblick schrecklich sein zu können.

In dieser Sekunde hatte Cäsar bereits die Tür, die zur Küche führte, mit der Linken geöffnet. Schon hörte man das Brodeln der Töpfe vom Herd, schon roch man die Düfte der Speisen, man hörte, wie sich draußen die Frau Zipper schneuzte und räusperte. Die Klinke in der Linken, die Rechte vor sich als ein Schild, streckte Cäsar dem Vater eine rote lange Zunge heraus. Die Zunge war etwas Schamloses, Nacktes, gleichsam auch der weißen Haut Beraubtes. Sie streckte sich dem Vater entgegen wie eine Wunde und wie eine Flamme. Dabei kam ein düsteres Knurren aus dem Innern Cäsars, wie ein kleines Erdbeben. Im nächsten Augenblick war er verschwunden.

Einige Male in der Woche – und sooft mich der alte Zipper zu einer Mahlzeit einlud – wiederholte sich diese Szene. Arnold kannte schon alle ihre Phasen, er interessierte sich nicht mehr für sie. Ja, es schien, daß er sie mit einer besonderen Zufriedenheit an sich vorüberziehen ließ, ich sah manchmal, wie er ein perfides Lächeln zu verbergen suchte und dennoch offenbarte, während des kurzen, wortlosen, nur von furchtbaren Bewegungen und unmenschlichen Lauten begleiteten Sturms, der zwischen dem Vater und dem Bruder wütete. Ich erinnere mich nicht, gesehen zu haben, daß Cäsar oder der alte Zipper jemals ihre Mehlspeise zu Ende gegessen hätten. Immer blieben einige häßliche Reste in ihren Tellern. Trümmer, die ein Unwetter zurückläßt.

Aber wie der Sonnenschein dem Sturm folgt, so begann der alte Zipper sofort zu scherzen, nachdem sein mißratener Sohn verschwunden war. Noch standen die Reste der unterbrochenen Mahlzeit vor ihm. Er schien sie nicht zu sehen. Schon sprach er vom Nachmittag und was wir eigentlich heute zu machen gedächten. Ob wir schon mit unsern Arbeiten fertig wären. Ob wir schon das neue Karussell gesehen hätten, das ein Italiener in der letzten Woche errichtet habe, neben den vielen, die es schon gebe. Ob wir schon wüßten, daß Andreas' Puppentheater heute ein neues Programm habe. Ob wir schon in der Zeitung gelesen hätten, daß die Sommerferien in diesem Jahr nicht wie gewöhnlich Ende Juni, sondern schon Mitte dieses Monats beginnen würden.

Denn das waren, wie schon einmal erwähnt, die Sorgen des alten Zipper. Manchmal ging er zum Kleiderschrank, öffnete ihn langsam wie einen Altar und entnahm ihm die Geige im schwarzen Geigenkasten, der an einen Sarg erinnerte. Die Jugend und die Hoffnungen Zippers lagen in ihm begraben, neben der Geige. Denn der alte Zipper hatte einmal ein Musiker werden wollen. Er wäre es beinahe geworden. Er besaß, wie er sagte, ein »unheimliches Gehör«, und ohne Lehrer, ohne Noten, »ohne Anfangsgründe« hatte er zu spielen angefangen, eines schönen Tages, »von einem Geist gesegnet«. Er spielte in der folgenden Zeit »alles, was er hörte«. Er spielte »Menuetts und Walzer«. Er ging zu »allen neuen Operetten«, er spielte am nächsten Tag ihre Schlager – »nach dem Gehör«. Heute konnte er nur noch *ein* Stück spielen, nämlich: »Weißt du, Mutterl« – ein Lied, das den alten Zipper gar nicht traurig machte und mich zum Weinen rührte. Im Gegenteil: je verzückter, melancholischer und jenseitiger Zippers Gesicht wurde, desto lustiger war seine Seele. Er dehnte die Töne ins Unermeßliche, er zog sie wie Gummi, seine Geige wehklagte, jammerte, heulte, ob es nötig war oder nicht, und wo es ihm gerade gefiel, schaltete er ein Tremolo ein. Es wurde mir kalt im Rücken,

Zippers Vater aber verriet seine fröhliche Laune durch die muntere Art, in der er mit dem Fuß den Takt schlug, durch die zufriedenen Pausen, die er einschaltete, wo sie nicht vorgeschrieben waren, und in denen er einen selbstgefälligen Blick um sich warf wie ein Künstler, der irgendein fernes, nur ihm selbst vernehmbares Bravoklatschen hört.

Auf jeden Fall war es die Musik, die der alte Zipper am meisten von allen Künsten, ja, von allen geistigen Erscheinungen und Formen des Lebens verehrte. Sie ersetzte ihm den Glauben an Gott, den er leugnete. Sie ersetzte ihm vielleicht die Liebe, die er nicht genoß, das Glück, das ihn floh. Kein Wunder, daß er gewünscht hatte, wenigstens aus einem seiner Söhne einen Musiker zu machen. Mit einer gewissen Hoffnung hatte er wahrgenommen, daß Cäsar unwillig und schwer lernte und eine Abneigung vor Büchern bewies, also einen »schlechten Kopf« hatte. Aha, dachte der alte Zipper, das wird ein Musiker! Cäsar Zipper war ein Name, wie geschaffen für einen Künstler. Cäsar ein Virtuose, Arnold ein Gelehrter! Aber es erwies sich, daß Cäsar auch in der Musik keine Fortschritte machte, daß er nach drei Jahren eines kostspieligen Studiums bei den besten Lehrern der Stadt noch immer die Tonleiter kratzte. »Nicht einmal einen Walzer kann er!« klagte der alte Zipper. »Wenn schon kein Künstler aus ihm wird, man kann es ja nicht von jedem verlangen, so soll er wenigstens in Gesellschaft spielen können, wenn man gerade tanzen will. Ein junger Mann muß sich angenehm und beliebt machen können!« Cäsar aber machte sich keineswegs beliebt.

Eines Tages kehrte der alte Zipper von seinem täglichen Vormittagsspaziergang um eine Stunde früher heim als gewöhnlich. Was war geschehen? Es war einer der heitersten Frühlingstage, Ostern nahte heran, man erwartete den Bruder aus Brasilien, und die ganze Wohnung Zippers befand sich in jener freudigen Erregung, die unvorhergesehene Geldausgaben, eine Wäscherin im Haus und die Erwartung eines Fremden verursachen. Die Sonne schien, und die Spatzen lärmten. Der alte Zipper aber durchmaß mit festen Schritten und den Kopf gesenkt ein Zimmer nach dem anderen. Was war geschehen?

Er hatte unterwegs den Musikprofessor Cäsars getroffen. Er hatte erfahren, daß sein »elender Sohn« seit Monaten nicht mehr »zur Lektion« erschienen war; daß er wahrscheinlich das Honorar, das man ihm jeden Monat für den Lehrer mitgab, verschwendet hatte. Als Cäsar ahnungslos heimkam, nahm ihm der Vater die Geige ab, erhob sie und zertrümmerte sie auf dem widerstandsfähigen Schädel seines Sohnes, ohne ein Wort zu sagen.

Die Reste der Geige sammelte der alte Zipper sorgfältig vom Boden auf, umschnürte sie mit einem kräftigen Bindfaden und legte sie in einen Sack.

»Bis zu meinem Tode!« schwur der alte Zipper, »werde ich diese zerbrochene Geige bewahren.« Sie lag in der feuerfesten Kasse von Eisner und Co. neben der Versicherungspolice und dem Trauungsschein.

Kapitel 3

Wenn ich heute an den alten Zipper zurückdenke, so wundere ich mich darüber, daß ich damals seine große Trauer nicht bemerkt habe. Ihm selbst kam sie nie zum Bewußtsein. Er hatte etwas von einem traurigen Clown. Aber ich fand ihn lustig, wie Kinder einen Clown immer lustig finden. Der alte Zipper mit seinem dünnen, hellen, teefarbenen Schifferbart, der sein breites, rundes Gesicht einfaßte und gleichsam ein überflüssiger Luxus war, wie ein Rahmen um ein gleichgültiges Bild, der alte Zipper mit seinen braunen, gutmütigen, immer todernsten Augen, der alte Zipper mit seinem ewigen runden steifen Hut, den er aufsetzte, wenn er zum offenen Fenster ging, wenn er sich nur einen Schritt vom Haus entfernte, um eine Zeitung zu kaufen, der alte Zipper mit seinem schwarzen Stock aus »echtem Mahagoni«, dieser alte Zipper verbreitet heute, sooft ich ihn in meine Erinnerung zurückrufe, eine große Schwermut. Er macht mich traurig, jetzt, in diesen Stunden, da ich von ihm erzähle. Er hatte viel Kummer in seinem Leben und wahrscheinlich keinen Schmerz. Aber eben deshalb ist er so traurig, traurig wie ein aufgeräumtes Zimmer, traurig wie eine Sonnenuhr im Schatten, traurig wie ein ausrangierter Waggon auf einem rostigen Gleis.

Es gab dennoch einen Menschen, dem er, der Sanfte, der Harmlose, großes Leid zufügte, sicherlich ohne es zu wissen. Es gab nämlich noch *Frau Zipper*.

Sie paßten nicht zueinander, nein, sie paßten nicht zueinander. Aber, wie es so ist, man dachte niemals daran, daß sie zueinander nicht paßten. Es geht uns gewöhnlich so, wenn wir ältere Ehepaare betrachten. Sie stellen ein *Fait accompli* dar, es ist nicht mehr an ihrer Gemeinsamkeit zu zweifeln. Sie haben schon Kinder, große Kinder. Nichts mehr ist übriggeblieben von den Widerständen, die sie in der ersten Zeit ihrer Ehe gegeneinander zu Felde geführt haben wie Waffen. Beide haben ihre Schärfen abgewetzt, ihre Munition verbraucht. Sie sind zwei alte Feinde, die aus Mangel an Kampfmitteln einen Waffenstillstand schließen, der aussieht wie ein Bündnis. Und man weiß nichts mehr von ihrer alten Feindschaft.

Aber in den Augenblicken, die wir fremde Beobachter nicht kennen, gebrauchen sie noch gegeneinander die übriggebliebenen Reste der Waffen, oder sie verwenden andere Geräte, Geräte des Friedens, zum häuslichen Kampf. Sie haben noch aus der Zeit, als ihre Feindschaft jung gewesen, verschiedene Mittel des Hasses, die sich nicht abnützen: ein Lächeln, das gerade dort einsetzt, wenn es den andern schmerzt; ein Wort, das an eine längstvergangene wüste Szene erinnert und das, wieder hervorgeholt, vernarbte Wunden aufreißt; eine Art, einander anzuschauen, die beide erstarren läßt; plötzliche Bewegungen, die ihre umnebelte, eingeschlafene Feindschaft jäh erwecken, wie abgeschossene Raketen eine dunkle Situation im Krieg erhellen und seine ganze Schrecklichkeit.

So war es mit dem Ehepaar Zipper. Das Angesicht der Frau Zipper wird mir immer in Erinnerung bleiben. Es lag hinter einem feuchten Schleier. Es war, als lägen ihre Tränen, immer bereit, vergossen zu werden, schon über ihrem Augapfel. Sie trug lange blaue Schürzen, die sie einer Krankenschwester zweiter Klasse ähnlich machten. Auf sanften Pantoffeln ging sie durchs Leben. Niemals sprach sie mit lauter Stimme. Oft seufzte sie und schneuzte sich. Wenn sie ihr Taschentuch vors Gesicht führte, sah man ihre Hände, trockene harte Hände, an denen die Finger unverhältnismäßig stark waren, wie künstlichangesetzt an eine viel zu schwache Hand. Zog sie manchmal, an Festtagen, ihr schwarzes Flitterkleid an, so sah sie noch gelber aus als gewöhnlich, sie hatte etwas Erfrorenes, als hätte man sie aus einem Eiskasten genommen. Steif – nicht vor Stolz, sondern vor Ergebenheit, Ohnmacht, Unglück und Trauer –, steif saß sie in einem Sessel. Ihr schütteres farbloses Haar hatte sie in die weite hohe Stirn hineingekämmt, es war eine Art erzwungener Verschönerung, eine Maßnahme gegen den Willen der Frau Zipper, als hätte man sie frisiert, während sie in einer tiefen Ohnmacht lag, und als hätte sie nicht einen Moment lang in den Spiegel gesehen. Nur der Mund der Frau Zipper, der heute eingefallen war und verbissen aussah, verriet, wenn sie ihn zu einem seltenen Lächeln öffnete, einen längst erstorbenen Reiz, eine verschwundene, schöne, runde Fülle, und im Kinn erschien noch für den Bruchteil einer Sekunde ein sanftes Grübchen – nein! kein Grübchen mehr! – sondern eine Erinnerung an ein Grübchen. Ihr Lächeln, ihr seltenes Lächeln, war wie eine sanfte, verstohlene Totenfeier für ihre Jugend. In ihren blassen feuchten Augen entzündete sich ein schwaches fernes Licht, das schnell wieder erlosch, wie das Blinkfeuer eines sehr weiten Leuchtturmes.

Niemals lächelte sie in Anwesenheit ihres Mannes. Niemals beteiligte sie sich an seinen kleinen Späßen, niemals ging sie auf ein Gespräch ein,

das er manchmal anzuknüpfen versuchte. Auf seine Fragen antwortete sie mit ja oder nein. Wie mußte sie ihn hassen, verachten vielleicht! Er mochte ihren Haß hinter ihrer Stille fühlen, wie man glattes, scharfes Eis unter der Schneedecke spürt. Sie reizte ihn. Weil er nicht klug war, begann er, sie zu verspotten. Sooft Cäsar nach einem Sturm verschwunden war, trat sie mit einem Seufzer aus der Küche. Dann geschah es, daß der alte Zipper mit einer frohlockenden Stimme sagte: »Hat dir dein lieber Sohn gesagt, wohin er sich begeben hat?« Zwar hatten die Zippers ein Dienstmädchen, aber der Alte wollte keine »fremden Gesichter beim Essen sehn«. Deshalb mußte die Frau Zipper selbst die Speisen von der Küchentür zum Tisch bringen. Wenn sie die Suppenterrine in die Mitte des Tisches stellte, sagte Zipper: »Etwas näher, Madame, bitte, spielen wir doch nicht Versailles!« Manchmal sagte er: »Die Serviette ist schon mindestens zwei Wochen alt! Ein anderer muß sie benützt haben! Hier sind Spuren von Eiern, und ich esse keine Eier. Seit Jahren keine Eier!«

An den Tagen, an denen ich eingeladen war, schien ihm ganz besonders an einer Konversation gelegen zu sein. Er versuchte um jeden Preis, das Schweigen seiner Frau zu brechen. Ja, er zwang sich sogar, ihr eine Freundlichkeit zu sagen. An ihr aber glitt selbst seine Güte ab, wie ein Tropfen Öl an vereistem Glas. Wenn Cäsar oder Arnold einen Fettfleck auf ihre Kleider machten, unachtsam waren, ein Glas Wasser verschütteten, so sagte der alte Zipper zu seiner Frau: »Sieh her, wie sich deine Kinder schon wieder benehmen.« Seit einem Jahrzehnt trank er nach jedem Essen einen Tee. Es mußte ein ganz besonderer Tee sein, das Glas nicht zu voll, damit Zipper es am oberen Rand fassen konnte, ohne sich die Finger zu verbrühen. War aber der Rand zu breit gelassen, so sagte er witzig: »Was kostet ein *ganzes* Glas, Madame?« War der Tee zu hell, so schickte er ihn zurück, damit er länger aufgebrüht werde. War er zu dunkel, so verlangte er warmes Wasser. Er bekam es in einer metallenen Kanne, deren Henkel so heiß war, daß er ihn mit einem Taschentuch anfassen mußte; und obwohl er wußte, jedenfalls aus Erfahrung wissen mußte, daß der Henkel nicht zu fassen war, griff er doch immer mit nackten Fingern nach ihm, fuhr erschrocken zurück, schüttelte die Hand in der Luft wie einen weißen Vogel und durchbohrte seine Frau dabei mit jenem Blick, mit dem man einen bedenkt, der uns auf ein Hühnerauge getreten ist. Niemals vergaß der alte Zipper, sich über den Tee, seine Zubereitung, die verschiedenen Arten, seine Heilkraft, seine Schädlichkeit zu verbreiten. Mindestens sechzehnmal habe ich selbst aus seinem Munde gehört, wie er sich einmal einen Teerausch angetrunken hatte.

»Es war allerdings«, schloß Zipper seine Erzählung, »kein Tee wie dieser hier!« Und dabei sah er seine Frau an.

Wenn ich mir heute das Bild der Frau Zipper zurückrufe, sehe ich, daß sie in einem Nebel gelebt hat, in einer Art von grauem trübem Heiligenschein, wie er für Märtyrer paßt, die für lächerliche Zwecke und aus lächerlichen Gründen Schmerz und Pein erdulden. Ich weiß nicht, ob sie ihre Kinder geliebt

hat. Vielleicht waren sie ihr gleichgültig oder verhaßt, wie der Vater. Sie schien mir mehr für den Schmerz dazusein als für die Liebe. Was die Kinder betrifft, so kam Arnold erst spät dazu, seine Mutter zu lieben. Vorläufig hielt er sich mehr an den Vater, der ihm ja mehr Spaß bereitete. Die Erziehung hatte der alte Zipper allein übernommen, obwohl er seine Söhne häufig *ihre* Kinder nannte. Es waren Söhne, und er hatte beschlossen, aus ihnen »Menschen zu machen«.

Er begann mit der »Erziehung zur Männlichkeit«. Die spartanischen Methoden imponierten ihm, aber Athen nicht weniger. Von Sparta und Athen wußte er nur, was er, ein Autodidakt, unter der Hand an Wissen errafft hatte. Er kannte überhaupt die Geschichte aus Anekdoten, die Welt aus dem Photoplastikon, das Leben aus dem Briefkasten der Zeitung. Was er nicht wußte, erfuhr er aus dem Lexikon oder am Mittwoch von der Redaktion. Viele Fragen beschäftigten ihn im Laufe eines Tages. Ihn interessierte die Entfernung der Erde vom Mond, vom Mond zur Sonne, von der Sonne zum Mars. Ihn interessierten die Milchstraße, der Brand von Moskau, der Krieg in der Krim, die letzte Choleraepidemie in Wien, ein System, Geld in Monte Carlo zu gewinnen, die Schädlichkeit der Fliegen, die Wirkung eines Sonnenbrands, die Höhe des Gaurisankars, der erste Aeroplan, das Privatleben des Grafen Zeppelin, die erste Aufführung der »Räuber«, die letzten Indianer in Bolivien. Er hatte den ewig ungestillten Wissensdurst des einfachen Mannes, der sich hinaufgearbeitet hat und der an dem Irrtum leidet, Wissen sei Bildung, Bildung mache stark und Stärke erfolgreich. Er schwor auf Hygiene. Er selbst tauchte seine Kinder jeden Tag in kaltes Wasser. Als sie drei Jahre alt waren, kaufte er ihnen kleine Fahrräder. Cäsar hatte sich schon mit acht Jahren selbständig gemacht. Arnold aber bekam immer neue, immer größere Fahrräder. Er bekam Roller, Schlittschuhe, Schlitten und Skis, Tennisrackets und Säbel zum Fechten. Als Fünfjähriger lernte Arnold tanzen. Er lernte Nationaltänze. Er tanzte Mazurka, Krakowiak, Kasatschok, Csárdás, er lernte mit Kastagnetten klappern. Der alte Zipper ließ bei einer Wohltätigkeitsvorstellung Arnold als Tänzer auftreten. Der Alte saß in der ersten Reihe. Für den halben Saal hatte er Freikarten verteilt.

Weite Verwandte, gleichgültige Bekannte schleppte er herbei. Dann ließ er Arnold auf der Bühne photographieren. Er selbst kam heraus und verneigte sich, nachdem er fünf Minuten vorher geklatscht hatte.

Er führte Arnold jeden Sonntag ins Hippodrom und lehrte ihn reiten. Er nahm einen »Lehrer für dramatische Kunst«, Arnold lernte deklamieren. Bestimmte Verse mußte Arnold immer wieder seinem Vater vorsprechen. Der Alte hatte einen besonderen literarischen Geschmack. Er liebte ein Gedicht von Rudolf Baumbach: »Die Reise ins Paradies«. Obwohl er den Kaiser verachtete, hörte er doch gerne das Gedicht eines zeitgenössischen Lyrikers, der zum Thema seiner Dichtung den Tag des Kaisers gewählt hatte. Jede Strophe behandelte je eine Stunde dieses Tages und die Arbeit, die der Monarch in dieser Stunde verrichtete. Der alte Zipper liebte: »An der Quelle saß der Knabe«, »Habe nun, ach, Philosophie«, »Der Türmer, der schaut zu Mitten der Nacht«, »Durch diese hohle Gasse muß er kommen«, »Der Gott, der Eisen wachsen ließ« und die »Lorelei«. All das rezitierte Arnold »fließend«, wie der alte Zipper zu sagen liebte. Denn auf den Fluß kam es ihm an.

Blieb aber Arnold einmal irgendwo stecken, so legte der alte Zipper die Hände auf seine Stirn und fragte: »Was soll aus dir werden?« Dieselbe Frage erfolgte, wenn Arnold vom Rad oder vom Pferd fiel. Was sollte aus ihm werden?! Nach dem Wunsch des Vaters alles mögliche: ein Zirkuskünstler und ein Schauspieler; ein Gelehrter und ein Dichter; ein Erfinder und ein Kavalier; ein Diplomat und ein Zauberer; ein Glücksritter und ein Komponist; ein Don Juan und ein Musikant; ein Abenteurer und ein Ministerpräsident. Alles konnte Arnold werden; alles, was der alte Zipper *nicht* geworden war.

Kapitel 4

Weshalb war aus dem alten Zipper nichts geworden – wenigstens seiner Meinung nach nichts geworden? – Weil er den größten Teil der Energie, die ihm Gott mitgegeben hatte, dazu hatte verwenden müssen, um aus einem Proletarier ein Bürger zu werden. Denn das ist der Weg der kleinen Menschen. Als Zipper, der Sohn eines Tischlers, jung war, sollte er auch ein Tischler werden. Er wurde Lehrling. Er verfertigte Tische aus Eichenholz, Schränke, Wiegen, Koffer und Särge. Schließlich kam er zu einem großen Tischler in die Lehre nach Wien.

In der kleinen Stadt ist es, als wäre man von Geburt an für irgendeinen Beruf, irgendeine Sendung, irgendein Geschäft bestimmt. Der ist Gemeindepolizist und jener Totengräber. Der ist Uhrmacher, und jener handelt mit Nahrungsmitteln. Der ist ein reicher Kaufmann und jener ein armer Glasermeister. Schon der Vater des Reichen war reich, und der Großvater des Reichen war es auch schon. Die ältesten Menschen der Stadt können sich nicht erinnern, daß irgendein Vorfahre des Reichen arm gewesen wäre. Der Sohn eines Tischlers wird niemals ein Totengräber. Der Sohn eines Delikatessenhändlers wird niemals ein Flurwächter. Zipper, der Sohn eines Tischlers, wäre ein Tischler geblieben, wenn er nicht in die große Stadt gekommen wäre.

Er steckte nicht mehr ganz in seinem Beruf. Er ragte mit einem Teil seiner Strebsamkeit über die Grenzen hinaus, die seinem Leben gezogen waren. Schließlich lag ihm die Strebsamkeit im Blut. Ein wenig flatterhaft war er auch. Er arbeitete nicht mehr in einer einfachen Werkstatt mit drei Gesellen, wie zu Hause, bei seinem Vater, sondern in einer großen Sargfabrik mit dreihundert Arbeitern, die keine Tischler waren. Jeden Tag wurden genau siebzig Särge fertiggestellt. Wo viele Menschen leben, sterben auch viele. Es war ein trauriges Geschäft. Im Anfang dachte Zipper fortwährend an den Tod. Er aber war dem Leben zugeneigt.

Er wechselte den Beruf, aber er blieb beim Holz. Er kam zu einem Instrumentenmacher in die Lehre. Er lernte Violinböden herstellen, Stege und Bodengriffe. Bei dieser Gelegenheit entdeckte er seine musikalische Begabung. Er gedachte nicht so lange zu warten, bis er eine ganze Geige

hätte verfertigen können. Er hoffte auf ein außergewöhnliches Glück, zumal da er sich in ein Mädchen verliebt hatte, dessen Eltern, wohlhabende Delikatessenhändler, ihre Tochter nur einem wohlhabenden Manne zu geben gewillt waren. Er spielte in der Lotterie und gewann. Hierauf besuchte er die Eltern seiner Geliebten und sprach davon, eine Musikalienhandlung zu eröffnen. Er verlobte sich. Eine kleine Musikalienhandlung paßte ihm nicht, er wollte mit einer großen anfangen. Dazu mußte man mehr Geld haben, als er gewonnen hatte. Weil er an sein Glück glaubte, auch einige Abenteuer zu bestehen gedachte, ging er zur Bahn und fuhr nach Monte Carlo. Und dort ereigneten sich jene außergewöhnlichen Umstände, unter denen er seinen Chronometer erstanden hatte.

Er verlor den größten Teil seines Geldes, kam zurück, heiratete. Es reichte nicht einmal mehr für eine kleine Musikalienhandlung. Er bekam durch die Vermittlung seines Schwiegervaters ein Papiergeschäft in Kommission. Wie weit war er da vom Eichenholz entfernt! Er mußte den ganzen Tag zu den großen Firmen der inneren Stadt gehen, um Bestellungen auf Drucksorten aufzunehmen. Indessen saß seine junge Frau in einem kleinen Delikatessenladen und verkaufte Heringe auf Kredit. Nachdem Zipper sich, wie es heißt, »eingearbeitet« hatte, gab seine Frau die Heringe auf. Man konnte bei dem Papiergeschäft nie reich werden, aber lange am Leben bleiben. Allmählich war Zipper seine Beschäftigung lieb geworden. Sie war keine Arbeit. Sie gestattete ihm, langsam durch die lebendigsten Straßen der Stadt zu gehen, mit den Direktoren der größten Geschäfte zu sprechen, bei der und jener Gelegenheit manches zu erfahren, wonach ihn zu wissen düstete. Er schaffte sich Verbindungen, an denen ihm viel gelegen war. Theaterkassierern, Variété-Agenten, Zirkusdirektoren kam er immer näher. Kleinen Menschen machte er gelegentlich kleine Geschenke, zum Beispiel Visitenkarten. Wo andere zahlen mußten, stand ihm der Zutritt frei. Wo andere warteten, drang er als erster vor. Und selbst wo man, ohne zu warten, vordringen konnte, war es ihm lieb, so zu tun, als könnte nur er zuerst darankommen.

Seinem Beruf entsprechend wechselte seine Kleidung. Eine bestimmte Delikatesse in der Wahl seiner Stoffe und seiner Hemden und seiner Krawatten schien ihm angeboren. Daß er von Zeit zu Zeit in Modeschriften einen Blick warf, glaubte er seiner Karriere schuldig zu sein. Sie zu machen, war er fest entschlossen. Doch war auf dem Weg eines alltäglichen Papierhandels freilich kein großer Reichtum zu erwarten. Infolgedessen unterbreitete Zipper, in seinem »Auftreten« unterstützt durch die elegante Note seiner Kleidung, verschiedenen einflußreichen Persönlichkeiten »Projekte«. Seine Vorschläge bezogen sich auf die Verbesserung

der Straßenbahnbremsen, auf die Hebung des Fremdenverkehrs, auf eine neue Organisation des Reklamewesens. Manche Einfälle gebar sein Kopf. Ständig ging er mit Plänen schwanger. Allmählich, da kein einziger gedieh, wurde er traurig, wie ein Gärtner, der kraftlosen Samen gesät und dem der Sommer und der Herbst ohne Gabe vorbeiziehn. Er gab immer weniger auf seine Haltung acht. Verschiedene Methoden, eleganter zu erscheinen, als er in Wirklichkeit sein konnte, behielt er noch bei. Er trug weiße Krawatten zu einem schwarzen Anzug. Er sah einem Herrenreiter ähnlich, einem Lakaien, einem Fischer am Sonntag, einem Kapitän, der nach langen Jahren zum erstenmal wieder festen Boden betritt, einem Manager in einem Zirkus, weiß Gott noch wem. Als ihm die Haare auszugehen begannen, erfand und mischte er allerhand Salben, sie zu bewahren. Durch eine Verbindung von Terpentin, Chinin, Schwefel und Salz gelang es ihm, ein Haarmittel herzustellen, das er selbst mit Erfolg verwendete und dessen Geheimnis er einem Friseur verkaufte – um den Preis eines Gratisabonnements für zwei Jahre, Haarschneiden einmal im Monat inbegriffen. Denn es ging dem alten Zipper keineswegs um einen Verdienst, sondern um die Möglichkeit, sich sogar in puncto Rasieren und Haarschneiden von andern Männern zu unterscheiden, die ihren Barbier mit barer Münze bezahlten.

Es war sein Ehrgeiz, »Protektionen« zu haben. Meist gelang es ihm, die Gunst derjenigen Persönlichkeiten zu gewinnen, die man überhaupt im Leben nicht braucht. Da er sich aber einbildete, man müsse Freundslichkeit erhalten, verlor er viel Zeit – die ihm allerdings immer zur Verfügung stand. Er kannte die Rayoninspektoren der Polizei, einige Männer von der Feuerwehr, er hatte seine Beziehungen auf den verschiedensten Bahnhöfen, er grüßte Zollbeamte, Magistratssekretäre, Gerichtsadjunkten, Männer, die Steuern einkassierten, Sollizitatoren, Notare. Ja, auch den Henker kannte er. Er rühmte sich seiner Fähigkeit, Hinrichtungen beiwohnen zu können, ließ es aber niemals darauf ankommen – ich vermute, daß ihn sein weiches Herz nicht gehen ließ. Doch gelang es ihm immer, bei Unglücksfällen, Bränden, Volksversammlungen, Verhaftungen, Demonstrationen, Umzügen, offiziellen Feiern und andern Gelegenheiten dort durchzukommen, wo es verboten war. Er, der sich aus dem Kaiser nichts machte und abfällige Witze über ihn sogar im Kaffeehaus vorbrachte, marschierte am Vorabend des kaiserlichen Geburtstages an der Seite der Fackelträger und der Veteranenmusik.

Wenn eine hohe Persönlichkeit begraben wurde, hinderte ihn seine Ungläubigkeit nicht, in einer Reihe mit den nächsten Leidtragenden in der Kirche zu sitzen. Jeden Sommer, wenn der Kaiser nach Ischl fuhr,

befand sich der alte Zipper unter Generälen, Bürgermeistern und fast neben dem Stationschef – den er kannte – auf dem Bahnsteig. Längst nachdem er wegen starker Krampfadern von der Teilnahme an Manövern befreit war, ging er in die Dörfer, in denen sie stattfanden. Alle Bewegungen der Truppen kannte er. Dank einer Beziehung zu einem Portier des Parlaments, saß er, wenn es tagte, neben der Journalistenloge. Bedeuten den Prozessen wohnte er bei, Eintrittskarten hatte er für alle Angehörigen zur Verfügung.

Indessen gingen leider seine Geschäfte immer schlechter. Denn er bemühte sich weniger um die Kunden, die ihm Aufträge erteilten und bei denen er verdienen konnte, als um jene, die ihm für gleichgültige Gelegenheiten kleine Vorteile verschafften. Andern wieder machte er Geschenke, er lieferte ihnen Drucksorten umsonst. »Man muß sich revanchieren!« sagte der alte Zipper. Es ging abwärts mit seinen Geschäften. Seine Frau blieb dem Greißler schuldig, das Klavier war erst zur Hälfte bezahlt, die Monatsrechnung für das Lexikon, Darwin, Haeckel und Schillers gesammelte Werke blieb liegen, der Ratenagent kam und drohte mit der Pfändung. Aber Zipper lächelte: ihn pfänden? Gab es im ganzen Bezirk *einen* Steuereinnehmer, der Zipper pfänden würde?

Kapitel 5

Eines Abends, es war Sommer, neun Uhr, knapp nach dem Abendessen, just um die Stunde, in der die Bewohner des Viertels ihre Wohnungen verlassen (die Frauen ohne Hüte, die Kinder an der Hand, die Hunde ohne Leine und die Männer ohne Weste), um in den nächsten kleinen Park zu gehen oder auf den Kai, da sagte Zipper plötzlich zu seiner Frau:

»Ich habe heute den Salon vermietet.«

An diesem Abend ging die Familie Zipper nicht mehr an die Luft. Alle, die im Zimmer waren – auch ich, der ich gekommen war, meinen Freund abzuholen –, dachten, der alte Zipper sei verrückt geworden. Die Frau Zipper stand auf, trat hinter die Lehne ihres Sessels, wie hinter eine Schanze, um sich zu verteidigen. Als sie sah, daß ihr Mann ruhig saß, blieb auch sie bewegungslos stehen. Sie sah ihn gerade an, sie schien am schnellsten von uns zu begreifen. Auf einmal begann sie den Kopf zu schütteln, es war, als bekräftige sie etwas, was sie nur für sich gedacht hatte, als bejahte sie irgendeinem Unsichtbaren eine Frage, die er, nur ihr hörbar, gestellt hatte. Ja, ja, ja, ja, sagte fortwährend ihr armer Kopf, und ihre knochigen harten Hände lagen regungslos auf der Stuhllehne. Ja, ja, ja, ja, nickte ihr Kopf, und nichts sonst bewegte sich im Zimmer. Arnold saß ruhig da, Cäsar war schon fortgegangen, ich kauerte auf der Ecke eines Sofas, am Kopfende des Tisches saß der alte Zipper, und ihm gegenüber stand seine Frau und nickte mit dem Kopf.

»Was nickst du so?« sagte Zipper. – Sie antwortete nicht – das heißt: ihr Mund antwortete nicht, aber ihr blasses feuchtes Auge antwortete, es ließ eine Träne fallen. Ich erinnere mich, wie sie glänzte, diese Träne auf dem gelben Gesicht.

»Da läßt sich mein Freund, der Sekretär Wandl«, begann Zipper, »von seiner Frau scheiden. Das heißt, ich meine: nur von Tisch und Bett. Er sucht eine Wohnung. Wo soll er hin? ›Kommen Sie zu mir!‹ sag ich ihm. ›Ich hab einen Salon frei, ein Bett kann ich Ihnen nicht geben, aber jetzt werden Sie doch froh sein, eine Zeitlang kein Bett zu sehen, glaub ich, was?‹ Darauf lacht er natürlich. Von dem Preis –«

»Ja, was zahlt er?« unterbrach ihn die Frau Zipper. Es war zum erstenmal, daß ich die Frau Zipper ihren Mann unterbrechen hörte. Sie dachte an die unbezahlten Rechnungen, die arme Frau, und sie war schon über das Unglück getröstet, das ihr Mann eben verkündigte. Sie sah schon die Kehrseite dieses Unglücks, es fing an, einer Hoffnung ähnlich zu sehen.

Da sagte Zipper: »Von dem Preis haben wir natürlich nicht gesprochen.«

Dieses »natürlich« habe ich damals nicht begriffen. Warum war es Zipper so natürlich, nicht vom Preis zu sprechen? Ach, was war er doch für ein nobler Mann, der alte Zipper!...

Jetzt kam aus dem Auge der Frau Zipper die zweite Träne. Still und glänzend kam sie, rollte langsam und lautlos in die Stille und verlor sich bei den Lippen.

Dann nahm der Abend seinen Lauf. Frau Zipper begab sich in die Küche, Arnold und ich arbeiteten an einer mathematischen Aufgabe, Herr Zipper las die Zeitung. Die alte Wanduhr, die in dem vermieteten Salon hing, schlug die Stunden, das Fenster war offen, man hörte Stimmen plaudernder Menschen und von Zeit zu Zeit einen Hund bellen, ein Kind schreien, eine schwere Fliege um die Lampe summen. Alles war so, wie es jeden Abend hätte sein können. Aber es war außer all dem noch etwas da, der Atem eines Fremden, der Flügelschlag eines unbekannten Fluches, das unhörbare Signal einer Entscheidung. Wir waren alle zerschmettert, als hätten wir soeben erfahren, daß in dieser Nacht die Welt untergehen würde. Was schien mir denn so schrecklich an der Tatsache, daß die Zippers den Salon vermieten würden? War es, weil ich so oft in jenem kühlen, modrigen Zimmer gespielt hatte? War es mir lieb geworden? Ging es mir verloren, ein Stückchen Heimat? Sah ich den schmalen Sonnenstreifen schwinden, die Staubsäule vom Tisch zum Fenster? Dachte ich mit Wehmut an die blaue gläserne Garnitur?

Es war, als wäre jemand gestorben. Der alte Zipper raschelte mit der Zeitung – und jedesmal, wenn er ein Blatt umwandte, ergriff mich ein Schrecken. Arnold zeichnete mechanisch, er konnte nichts begreifen. Wir wollen lachen und können nicht. Plötzlich sehen wir uns an und senken wieder die Köpfe über den Heften. Aus der Küche kommt ein Schluchzen. Wahrscheinlich weint Frau Zipper. Arnold geht hinaus und kommt wieder nach zwei Minuten. Er sagt gar nichts. »Wo warst du?« fragt der Herr Zipper. »Draußen!« sagt Arnold.

Schließlich erhob sich der Herr Zipper, ging, die Hände auf dem Rücken verschränkt, ein paarmal durch das Zimmer, setzte sich wieder,

faltete die Zeitung zusammen, fuhr mit der flachen Hand über sie hin, um sie geradezubügeln, sah auf seinen Chronometer und sagte:

»Es ist elf Uhr und siebzehn Minuten.«

Da ging ich nach Hause.

Kapitel 6

Der Postsekretär Wandl zog in den Salon. Man ließ alles dort stehen, wie es gestanden war. Man öffnete, wie sonst nur vor Ostern, wenn Zippers Bruder aus Brasilien kommen sollte, die Tür vom Flur zum Salon. Das Klavier blieb. Wenn der Postsekretär Wandl nicht zu Hause war, durfte Arnold üben. Er war ein gutmütiger Mann, der Sekretär Wandl. Er zahlte, ohne daß man es gefordert hätte, einen anständigen Preis. Die Frau Zipper bezahlte das Lexikon, Darwin, Schiller, Haeckel und den Greißler für drei Monate. Es gab wieder Emmentaler, jeden Abend, Salami und Bier. Wie vor vielen Jahren ging Zipper wieder am Nachmittag ins Kaffeehaus.

Es war ein lärmendes Kaffeehaus, wo die meisten Gäste Karten spielten. Der Rauch der Zigaretten und Zigarren stand kalt über ihren Köpfen, kalt, schwer und fest, in Knäueln, Klumpen und Blöcken. Die Männer saßen in Hemdärmeln, die Kellner standen hinter ihnen, sahen zu, wie sie spielten. Man mischte Karten mit zauberhafter Geschwindigkeit. Man warf sie auf die Tische, sie klatschten auf, als wären sie ins Wasser gefallen. Die Spieler riefen einander harte Worte zu, eine rätselhafte Art fremder Zauberflüche, es sah aus, als stritten sie heftig, indessen sie lachten. Kreide lief kreischend über trockene Täfelchen. Nasse Schwämmchen lagen auf Schalen, merkwürdige Tiere. Vom anderen Ende des Saales kam ein leises Klappern von Billardkugeln herüber.

Der Raum war halb dunkel. Es war das Dämmerlicht einer Grotte, eines Verschwörerhauses, eines Freimaurersaals. Er erregte meine Phantasie. Trat man aus dem Kaffeehaus in das helle Sonnenlicht, so war es, als wäre man mitten aus einem Traum geweckt worden. Saß man drinnen, so hatte die Zeit aufgehört. Über der Kasse hing zwar eine Uhr, sie tickte sogar, wurde jeden Abend vom Oberkellner Franz aufgezogen, aber sie hatte keine Zeiger. Was konnte schrecklicher sein als diese Uhr? Sie ging und ging, in ihrem verborgenen Innern lief die Zeit ihren regelmäßigen Lauf, aber man sah es nicht. Man wußte nur, daß Stunden schwinden, aber wie viele, das wußte man nicht. Die Menschen, die dort saßen, sahen trotzdem jedesmal auf die Uhr, sie bildeten sich wahrscheinlich ein,

jetzt wüßten sie die Stunde. Das Ticken, das sie hörten, beruhigte sie offenbar.

Dort saß Zipper und spielte Sechsendsechzig, jeden Nachmittag, von drei bis sechs Uhr. Er spielte und verlor. Er verlor keine großen Summen, aber er verlor immerhin so viel, daß er anfang, billigere Zigarren zu rauchen und schließlich eine Pfeife mit dem billigsten Tabak. – »Eine Pfeife«, erklärte er damals, »ist viel gesünder als eine Zigarre, von der Zigarette ganz zu schweigen. Man sieht vor allem, was man raucht. – Für manche Menschen riecht es vielleicht nicht angenehm«, sagte er noch, wenn seine Frau am Tisch war. Manchmal aber brachte er eine Zigarre nach Haus, eine Trabucco, vielleicht hatte sie ihm jemand geschenkt. Sie steckte einzig und einsam in seinem Zigarrenetui, das ganz schlaff und welk geworden war, mit hängenden Backen. Sie war außerdem noch in ein Stück Zeitungspapier eingewickelt. Am Abend rauchte sie Zipper, tat drei Züge, sah sie an, tat noch einen Zug, legte sie vor sich hin, drehte sie, betrachtete sie von allen Seiten, tat, als suchte er an ihr nach irgendeiner Wunde, steckte sie wieder in den Mund und schwieg. Den Stummel steckte er sorgfältig in seine gelbe alte Bernsteinspitze und rauchte ihn so lange, bis ein kleines armseliges Stummelchen zurückblieb. Dieses holte er mit einem Bleistift heraus, reinigte es von der Asche, zerkrümelte es und schüttete es in seinen Tabaksbeutel.

Es ging ihm immer schlechter, dem alten Zipper. Aber je trauriger es mit seinen Einnahmen aussah, desto mehr gesellschaftliche Ehren häufte er an.

Jetzt gehörte er schon drei Wohltätigkeitsvereinen und mehreren Geselligkeitsklubs, und in jedem hatte er irgendein Amt. Hier war er Kassierer und dort Obmann und dort Vizepräsident und dort Sekretär. Ein paar Abende im Monat mußte er für Versammlungen, Feiern, Generalrapporte »opfern« – wie er sagte. Je schäbiger, älter, farbloser sein schwarzer Anzug wurde, je grauer und schmutziger seine weiße Krawatte, desto häufiger zog er sich festlich an.

Manchmal hatte er seine großen Tage. Da mußte er Reden halten. Zwei Wochen vorher setzte er eine Rede auf, und zwei Wochen lang lernte er sie auswendig. Es kamen in jeder Rede dieselben Wendungen vor, aber der alte Zipper war so fest davon überzeugt, daß er immer wieder besonders originelle Gedanken niedergeschrieben hatte, daß er sich verpflichtet fühlte, sie zu vergessen. Er ging hin und her im Zimmer, in dem alle saßen, und lernte laut, eindringlich und feierlich. Frau Zipper mußte ihn abhören. Obwohl sie die Rede längst auswendig wußte, nahm sie das Manuskript zur Hand und folgte mit dem Zeigefinger jeder Zeile.

»Pause!« sagte sie, sooft Zipper allzuschnell von einem Gedankengang zum andern hastete.

Meine verehrten Anwesenden! – so begann jede Rede. Und Zipper memorierte auch die Ansprache jedesmal. Wir alle konnten die Rede schon auswendig, außer Cäsar, dessen Kopf widerstandsfähig war gegen jeden Eindruck. Wir alle konnten die Rede schon, es gab Stunden, in denen sie ganz selbständig und obwohl ich mich gegen sie wehrte, in meinem Gehirn abrollte, wie von einer Spule ein Faden, der kein Ende nimmt.

Frau Zipper und Arnold gingen zu den großen Abenden Zippers, manchmal nahm er auch mich mit. Man saß in dem Gesellschaftsraum eines Kaffeehauses, im Untergeschoß, von ferne hörte man aus der heiteren Oberwelt das Klirren der Tassen, das Stimmengewirr der Gäste, ein paar Takte einer Musik. Sooft die Tür aufging, drang der reiche Lärm mit ganzer Kraft in den tiefen Raum, es war, wie wenn man sich mitten in der Straße die Ohren zuhielte und sie wieder für einen Augenblick offen ließe, um sie dann wieder zu verdecken. Man ahnte, daß dort oben schöne, lebendige, kräftige Dinge sich abspielten. Hier aber saß Frau Zipper bleich im schwarzen Flitterkleid, dicke Herren und dicke Damen neben und hinter ihr, Arnold stand im Hintergrund des Saals, etwas blaß und zitternd, und auf dem Podium stand, grell beleuchtet, der Herr Zipper, den Zylinder in der Hand, und im Innern des Zylinders lag das Manuskript seiner Rede. Er konnte sie immer noch nicht. Frau Zipper flüsterte lautlos vor sich hin, jedes Wort der Rede, noch ehe es ihr Mann ausgesprochen hatte.

Sie flüsterte und bebte.

Kapitel 7

Nach dem Abitur – Zipper hatte es wegen der alphabetischen Reihenfolge erst am letzten Tag abgelegt – hielt der alte Zipper seinem Sohn eine kleine Privatrede:

»Ich selbst habe nie studiert, wie du weißt. Ich bin dennoch ein Mann geworden. Ich hätte aber studiert, wenn nicht die ungünstigen Umstände mich daran gehindert hätten. Ich kann dir nicht so viel geben, daß du wie ein reicher junger Mann lebst. Aber zu essen wirst du haben, und studieren kannst du, was dir gefällt. Ich rate dir, Jura zu studieren. Mach auf jeden Fall den Doktor. Ich selbst gebe nichts auf Titel und äußere Ehren. Aber die Welt ist noch nicht so fortgeschritten.«

Arnold Zipper wurde also Jurist. Ich studierte Philosophie. Aber wir kamen immer noch einige Male in der Woche zusammen. Wie bisher aß ich oft bei den Zippers. Des Alten Sympathie blieb mir gesichert. Nichts ereignete sich im Hause Zipper, was ich nicht einen Tag später erfahren hätte.

Eines Sonntags, es war ein heißer Sommertag, wurde der Thronfolger in Sarajevo erschossen.

Die Frau Zipper war untröstlich. Man hätte glauben können, ihr Bruder sei erschossen worden. Herr Zipper dagegen hatte hier eine glänzende Gelegenheit, seine rebellische Gesinnung zu beweisen. Während seine Frau, das Taschentuch vor einem Auge, das Lorgnon vor dem andern, in der Zeitung die Details las, sagte Zipper:

»Man soll von den Toten nur Gutes sprechen. Der Thronfolger war ein Hund. Aber vielleicht wäre er gar nicht so böse gewesen ohne seine Frau. Vor zwei Jahren bestellt sie bei Weinhorn einen Anzug auf Maß für ihren jüngeren Sohn. Der Zuschneider selbst fährt hinaus, einmal, zweimal, zehnmal. Dann ist der Anzug fertig, der Zuschneider bringt ihn persönlich, da sagt die Sophie: »Sie müssen ihn zurücknehmen, ich kann Ihnen nicht helfen, ich habe ausdrücklich kurze Hosen bestellt, ich hasse die langen Hosen bei Kindern!« Und nichts! Nicht einen roten Kreuzer Trinkgeld! So sind diese Leute! Die Serben müssen ersticken im eigenen Fett. Die ungarischen Magnaten haben Angst, ihre Schweine werden

billiger werden. Alles zusammen ein Gesindel! Als ich bei den Vierundachtzigern war, kam er einmal zu den Manövern. Ein Hund! Die Bosheit strahlte ihm aus den Augen!«

»Der arme Kaiser!« klagte Frau Zipper.

»Der Kaiser wird froh sein, daß der Kerl umgekommen ist!«

»Pst!« sagte Frau Zipper. »Sprich nicht so laut!«

»Ich hab keine Angst, ich sag jedem meine Meinung!«

Zippers Meinung änderte sich aber doch in den nächsten Tagen, als die Demonstrationen begannen. Er selbst zog vor die serbische Gesandtschaft. Er kam nach Hause und erzählte: »Man wird's ihnen schon zeigen! Der Thronfolger war ein Hund, aber was geht es die Serben an? Wir wären schon selbst mit ihm fertig geworden. Jetzt werden sie sehn, daß mit uns nicht zu spaßen ist. Die Polizei ist doch großartig! Zieht vom Leder, und im Nu sind alle weggeblasen. Der ganze Platz in fünf Minuten gesäubert. Der Inspektor Hawerda hat heute Dienst gehabt. ›Brav habt's ihr gearbeitet!‹ hab ich ihm gesagt. – (Ein netter Mensch, der Inspektor Hawerda.) ›Aber doch ein bisschen zu viel mit den Säbeln. Schließlich ist das der Wille des Volks.‹ – ›Dienst ist Dienst!‹ sagte der Hawerda. – Das muß man auch verstehn!«

Schließlich war Zipper enttäuscht, daß man nicht sofort gegen die Serben marschierte. Von allen Menschen, die ich damals kannte, war er der einzige, den die Mobilisierung nicht überraschte.

»Ich hab es immer gesagt, daß es ohne Krieg nicht ausgehn wird.«

Und Zipper, Zipper, der revolutionäre Zipper sagte zu seiner Frau:

»Pack mir die Uniform aus, man kann nicht wissen. Im Krieg spielen Krampfadern keine Rolle. Ich bin ein alter Soldat, mag der Kaiser sein, wie er will, ich hab den Eid geleistet.«

Vielleicht wäre Zipper gegen den Krieg gewesen, wenn sich die Gesinnung seiner Frau nicht geändert hätte. An dem Tag, an dem die ersten Männer einzurücken begannen, hörte ihr Patriotismus auf.

»Wenn man will, kann man sich immer in Güte einigen«, sagte Frau Zipper.

»Misch dich nicht in die Weltpolitik«, rief der Alte. »Arnold, morgen meldest du dich freiwillig!«

Da sah ich zum erstenmal Frau Zipper aufspringen. Zum erstenmal hörte ich sie kreischen. Sie stand auf gegen ihren Mann, sie erhob den Sessel, sie mußte in diesem Augenblick die Kraft von tausend Müttern gefühlt haben.

»Nein!« rief sie. »Solange ich lebe, wird sich keiner meiner Söhne freiwillig melden. Arnold nicht und Cäsar auch nicht. Geh allein in den Krieg. Ich brauch dich nicht! Geh, geh zu deinem Kaiser! Du! Du!«

Sie raupte sich die Haare. Zum erstenmal sah ich Blut in ihr Gesicht steigen. Sie wurde schön. Zum erstenmal nach zwanzig Jahren wurde sie wieder schön.

Da schwieg Zipper. Arnold meldete sich nicht, und der Alte meldete sich auch nicht.

Aber jedesmal, sooft ich mit dem Herrn Zipper zusammentraf, hielt er folgenden Vortrag:

»Wir ziehen uns zurück, wir lassen die galizische Ebene den Russen. Wir teilen uns, wir werden zwei Fronten bilden. Vom Norden und vom Süden werden wir die Russen packen, verstehen Sie, in einer Zange!« Er krümmte Zeige- und Mittelfinger, spreizte sie und schloß sie wieder. »Indessen wird im Westen Paris erobert. Die Franzosen unterwerfen sich, denn wenn sie noch länger warten, werden sie im Süden von Italien angegriffen. Dann wirft Wilhelm die ganze Armee nach dem Osten. In drei Monaten ist der Zar vernichtet. Die ganze Kunst besteht heutzutage darin, den Feind zu umzingeln. Mit möglichst wenig Truppenmaterial umzingeln! Außerdem muß man die richtige Balance halten zwischen Offensive und Defensive.«

Jeden Tag las Zipper alle Zeitungen. Er vernachlässigte sogar das Sechsendsechzig. In seinem Stammcafé war er einer der glühendsten Patrioten. Einige begannen sich über ihn lustig zu machen. Er wurde wild. Er drohte, den und jenen anzuzeigen. Man zog sich zurück. Die Zweifler grüßte er nicht. Mit seiner Frau sprach er nicht mehr. Auch seine kleinen Scherze gab er auf. Wie lange war es schon her, seitdem er seinen Chronometer hatte läuten lassen! Wie lange war es her, seitdem er zum letztenmal im Zirkus gewesen war! Nur in die Theater ging er noch. Selbst seine einflußreichen Freunde vernachlässigte er, Polizeiinspektoren verachtete er. Was taten sie? Sie blieben zu Hause. Sie drückten sich! Sie »tachinierten«!

Der Sekretär war eingerückt, zur Feldpost. Seine seltenen Karten waren Zippers abendliche Zerstreuung:

»Ich bin neugierig, wo diese Feldpost 106 steckt! Das ist doch ein kluges System. Nur Nummern – und die drüben wissen schon, wo es hingehört. Und dabei geht sicher nichts verloren. Organisation ist eine großartige Sache. Nie hat die Post im Frieden so gut funktioniert!«

Der Salon stand leer. Frau Zipper hängte einen Zettel an das Haustor: Zimmer für soliden Herrn zu vermieten. Herr Zipper entfernte den

Zettel wieder. Er trat mit ihm am Abend ins Haus, hielt ihn mit zwei Fingerspitzen hoch, wie ein ekelhaftes Gewürm, und sagte:

»Meine Frau hängt gerade jetzt den Zettel heraus! Jetzt sucht sie, erstens, einen soliden Herrn. Alle soliden Herren sind eingerückt, und die Krüppel sind schon mit Wohnungen versorgt. Zweitens wird Wandl zurückkommen. Was wird man ihm sagen, wenn sein Zimmer vermietet ist? Es ist eine Rücksichtslosigkeit sondergleichen, einem Feldgrauen das Zimmerhinter dem Rücken zu vermieten!« Den Zettel warf Herr Zipper zum Fenster hinaus.

Eines Tages sah ich ihn mit einer schwarzen eisernen Uhrkette. Auch trug er drei eiserne Ringe. »Gold gab ich für Eisen!« stand auf allen drei eingraviert.

Einmal ging er mit Arnold und mir, Nägel in den »Eisernen Mann« schlagen.

»Hier«, sagte er, »ich spendiere dir einen Nagel!« Und er kaufte für mich einen Nagel, weil ich kein Geld hatte. Er selbst schlug nicht weniger als fünf ein.

Jede Woche kam er mit einem neuen Abzeichen. Er trug das schwarzgelbe Kreuz, das silberne und ein Edelweiß am Hut. Einer der Wohltätigkeitsvereine, denen er angehörte, veranstaltete eine Sammlung alter Kleider und warmer Wollsachen für unsere Krieger zu Weihnachten. Zipper selbst begleitete den Wagen, einen großen Trainwagen. Vor jedem Haus hielt er, ging mit einer Glocke in den Flur und nahm die Geschenke entgegen. Er fuhr eine Woche lang herum, die ganze sogenannte Warme-Woll-Woche. Jeden Abend kam er spät nach Hause. Sein Papier-Kommissionsgeschäft begann langsam einzuschlafen. Nur von einem patriotischen Verein, der unter dem Protektorat der Gräfin Windischgrätz stand, bekam er jeden Monat einen Auftrag, Drucksorten zu beschaffen. Auch im militärgeographischen Institut war man auf Zipper aufmerksam geworden. Eine Zeitlang schien es, als würde er bei der Papierlieferung für das Werk »Unsere Helden im Winter« etwas verdienen. Da kam ein anderer und machte das Geschäft.

Nein! Zipper verdiente immer weniger. Im Jahre 1915 gab er endlich zu, daß der Salon vermietet würde – und zwar nur an eine Militärperson. Es war der superarbitrierte Oberleutnant Mauthner vom Kriegsministerium. Dieser Offizier, in Zivil Antiquitätenhändler, kümmerte sich überhaupt nicht um den Krieg. Er leitete im Kriegsministerium das Büro, das die Eintrittskarten für die Besucher ausstellte. Am Abend zog der Oberleutnant seine Zivilkleider an und ging ins Kaffeehaus, wo er Geschäftsfreunde traf. Mit der Zeit stellte es sich heraus, daß Zippers Salon

dem Oberleutnant nur als Absteigquartier diene. Der Herr Mauthner wohnte mit Frau und Kindern in sechs Zimmern außerhalb der Stadt. In Zippers Salon quartierte er das Fräulein Minna vom Rathauscafé ein. Er zahlte aber gut und war schließlich ein Oberleutnant.

Endlich kamen Arnold und ich zum Militär. Einen Monat später war auch Cäsar in Uniform. Arnold konnte, sollte und mußte Offizier werden. Also kümmerte sich der alte Zipper um seinen Sohn Cäsar überhaupt nicht. Cäsar wohnte in der Kaserne, kam nur einmal nach Haus, einen Tag, bevor seine Marschkompanie ins Feld ging. Er betrank sich, lag achtzehn Stunden auf dem Sofa und schrie aus dem Schlaf. »Ein schöner Held, ihr Sohn!« sagte der alte Zipper. Am Abend holte uns der alte Zipper von der Einjährigenschule ab. Er trank ein Glas Bier mit unserm Feldwebel. Eines Tages, es war ein nebliger Novemberabend, das Licht der kriegsmäßig reduzierten Laternen sah aus wie in Watte verpackt, standen wir fünf Minuten vor der Schule und warteten auf den alten Zipper. Er kam nicht. Plötzlich tauchte vor uns ein Feldwebel auf, ein kleiner Feldwebel. Wir salutierten. Da lachte der Feldwebel. Es war der alte Zipper. Er hatte sich freiwillig gemeldet.

Oh, wie schön sah er aus! Er trug eine Extrauniform, seine Goldborten glänzten, sein teefarbener Schifferbart war verschwunden, nur sein kleiner, grauer Schnurrbart, auch er stark reduziert, war übriggeblieben. In der prallen Uniform sah man deutlich, daß der alte Zipper einen Bauch hatte und daß er sich in den Hüften wiegte, wenn er ging, und daß er mit den Füßen stark nach auswärts trat.

Er ließ uns ein paarmal auf der Straße salutieren. Wir gingen mit ihm in ein Wirtshaus, und er erzählte alte Geschichten von seinem Regiment. Jetzt war er im Landsturm, und weil er etwas Tschechisch verstand, kam er nach einigen Tagen in die russische Zensurabteilung. Er sollte die Briefe an russische Kriegsgefangene prüfen. Er konnte sie aber nicht lesen. Er fing an, Russisch zu lernen. Indessen häuften sich auf seinem Tisch die Briefe. Er verteilte sie unter seinen Untergebenen und lernte fleißig Russisch.

Er ließ sich photographieren: am Schreibtisch, die Briefe, die er nicht lesen konnte, in zwanzig sortierten Päckchen vor sich; mit Mütze, Überschwung und Säbel; mit Arnold, dem Einjährigen; mit Arnold und mir; mit Arnold zu Hause; mit Arnold auf der Straße. Alle Bilder hingen im Salon.

Dann gingen wir ins Feld, er begleitete uns zur Bahn. Er begann zu winken, bevor der Zug abging. Der Zug stand nämlich noch nicht auf dem richtigen Geleise. Man verschob ihn oft. Immer, wenn ich dachte,

jetzt wäre der alte Zipper schon zu Hause, erschien er wieder. Weil er ein Feldwebel war, konnte er bis in die fernsten Güterbahnhöfe vordringen, während alle andern den ersten Bahnsteig schon verlassen mußten. So froh wie damals, als wir in den Tod gingen, hatte ich den alten Zipper noch nie gesehen. Als unser Zug schon endgültig abrollte, erschien er noch einmal, lief neben dem Waggon her, ein Zeitungsblatt in der Hand, und rief uns nach:

»Sieg bei Lublin!«

Wir sahen uns an, Arnold und ich, und begannen, eine Wurst zu essen.

nbsp;

Zwei Monate später verlor Cäsar sein linkes Bein.

Der alte Zipper teilte diese Begebenheit Arnold mit: »Er bekommt eine tadellose Prothese!« schrieb der alte Zipper. Und die Mutter schrieb nur eine einzige Zeile dazu. Man sah, wie ihre Hand gezittert hatte. Ich erinnere mich deutlich an ihre Schrift. Die Buchstaben lagen wie Bündel dünner Drähte über- und nebeneinander. »Bleibe ganz und gesund!« schrieb die Frau Zipper.

Arnold aber bekam einen Steckschuß und Urlaub und die Leutnantscharge. Was gab es Schöneres für den alten Zipper. Er ließ sich photographieren als Feldwebel, der Sohn als Leutnant daneben. Arnold schickte mir die Photographie. Da stand der alte Zipper, hielt seine Hand auf der Schulter des Leutnants und blickte starr geradeaus. Immerhin war er älter geworden. Seine Wangen hingen schlaff an den Gesichtsknochen, und auf der Hand, die des Sohnes Schulter hielt, sah man Krampfadern. Arnold schrieb, es ginge jetzt nicht mehr so schlecht. Die Mutter beziehe Geld für alle drei eingerückten Männer. Cäsar würde jetzt versorgt werden, weil er ja ein Bein verloren habe.

Ein wenig später bekam ich Urlaub. Da sah ich, wie die Frau Zipper um Mitternacht mit einem Schemel und einem halbgestrickten Strumpf, mit Brille und Topf und Markttasche vor den Laden ging, um am Morgen Fleisch und Milch zu holen. Immer noch sprach Zipper zu seiner Frau in der dritten Person. Dennoch stand er um drei Uhr morgens auf, um seine Frau abzulösen. Cäsar hätte als Invaliden, ohne zu warten, alle Nahrungsmittel bekommen können. Aber er kam nur einmal in der Woche aus dem Spital nach Hause, am Samstagnachmittag, humpelte zur Lade in der Kommode, wo die Mutter ihre Geldbörse verbarg, leerte sie und begab sich ins Wirtshaus.

Er war finster geworden, seine kurze Stirn schien noch kürzer zu sein, sie bestand nur noch aus einem kleinen Stückchen tausendfach

zerknitterter Haut. Immer hing ein trauriges, dumpfes Lächeln in seinen Mundwinkeln, es war wie das Abzeichen eines selbstgefälligen Stumpfsinns, wie der Anfang eines Fluches und wie der Beginn einer Verwandlung aus dem Menschen zum Tier.

Er bekam eine Prothese, die nicht paßte, er warf sie weg. Er zerbrach eine Krücke nach der andern. Wenn die Mutter ihn im Spital besuchte, versteckte er sich im Klosett. Man schickte ihn ins Irrenhaus. Er bekam einen Wutanfall, wurde in die Tobsuchtszelle gesperrt, weinte, wurde sanft, sprach nichts mehr. Er begann Zeitungspapier zu essen. Die Irrenhäuser füllten sich, man konnte ihn nicht mehr behalten, man schlug den Zippers vor, ihn nach Hause zu nehmen.

Jetzt schien er endgültig verblödet zu sein. Er saß in einem samtenen, roten Stuhl, den man aus dem Salon geholt hatte, und aß die Kriegsberichte, die der alte Zipper gelesen hatte.

Einmal aber erwischte er eine Zeitung, die der Vater erst am Nachmittag lesen sollte. Der alte Zipper versuchte, seinem Sohn das Blatt wegzunehmen. Da verlor Cäsar seine Sanftmut. Er sprang auf, fiel nieder, erhob sich, verwüstete mit seinem Stock alle Möbel, das Geschirr, die Spiegel. Man holte Sanitäter, Cäsar verfiel in Delirium und starb einige Tage später.

In der einen Stunde, in der Cäsar wütend und die Frau Zipper in Ohnmacht gefallen war, färbten sich die Haare Zippers weiß. Er begrub seinen Sohn und war plötzlich ein alter Mann. Er sprach zu seiner Frau wieder, er sagte ihr wieder du. Die Briefe, die er Arnold ins Feld schickte, klangen wie zerbrochene Glocken. Seine Schrift war immer noch flott, seine Buchstaben waren immer noch rund und groß, seine Unterschrift lag immer noch eingewickelt in ihrem alten Ornament, das einer großen Schleife ähnlich sah oder einem Schmetterling. Die Wendungen, mit denen er seine Briefe einleitete und schloß, waren immer noch die alten. Jeder Brief begann mit der Anrede: »Mein innig geliebter Sohn!« – jeder schloß mit den Worten: »Ohne sonstige Wichtigkeiten Dein Dich liebender Vater.« Aber in den Briefen war die Rede von der Bitterkeit der Zeit. Sie strömten einen trostlosen, unerbittlichen Nebel aus. Er stieg aus ihnen auf wie aus herbstlichen Feldern. Die Briefe rochen schlimmer als der Tod. Sie waren wie das Leben der Lebendigen im Krieg.

Man hatte dem alten Zipper ein Verdienstkreuz gegeben. Er bat um die Erlaubnis, außerhalb der Dienststunden Zivil zu tragen. »Ich wünsche mir nur«, so schrieb er einmal an Arnold, »Dich noch einmal zu sehen.«

Ich dachte an den Alten aus den Friedenszeiten, der mit uns die Türme bestiegen, die Liliputaner besichtigt hatte, den Schnellläufer, den Wanderzirkus, den Löwenmenschen, die Frauen ohne Unterleib, an den alten Zipper, der seine Uhr unter merkwürdigen Umständen in Monte Carlo erworben hatte, der sein geheimes Läutewerk in Bewegung setzte, Mäuschen aus Zündholzschachteln springen ließ und das Tischtuch gespenstisch bewegte. Ich sah, wie es zu Ende ging mit ihm, den wir gekannt hatten. Er verwandelte sich in einen ganz unbekannten, neuen. War das noch der Zipper?

Als ich das letztemal in Urlaub kam, besuchte ich ihn. Er ging in Zivil, es war ein Sonntag, ich traf ihn vor seiner Haustür. Sein Schnurrbart war weiß, seine Haare waren weiß, er stützte sich auf den Stock mit der Elfenbeinkrücke, und sein Rücken war rund. Zipper war um einen halben Kopf kleiner geworden. Einige Male blieb er auf der Stiege stehen, nicht um Atem zu holen, wie mir schien, sondern um nachzudenken. Er sprach sehr wenig. Als wir oben waren, ging er in die Küche und sagte: »Fanny, komm her!«

Es kam die Frau Zipper. Ich erfuhr so zum erstenmal, daß sie Fanny hieß.

Ihre Haare waren farblos wie immer. Ihr Gesicht war mager, ihre Hände waren hart wie immer. Nur aus ihrem Kinn war, wenn sie lächelte, die letzte Erinnerung an ein Grübchen geschwunden.

In der Ecke neben dem Fenster, in dem Zimmer, in dem wir so oft gesessen hatten, als in der Welt noch Frieden und bei den Zippers noch Krieg gewesen war, in der Ecke stand ein roter samtener Sessel aus dem Salon.

»Hier«, sagte Zipper, »ist Cäsar immer gesessen, die letzten Wochen.« Frau Zipper ging wieder in die Küche.

»Wann wird dieser Krieg zu Ende sein?« fragte Zipper.

»Noch nicht, glaube ich«, sagte ich. »Wir warten auf den Tod.«

Ich fuhr wieder in den Krieg. Und der Krieg war nicht zu Ende. Die alten Zippers dienten und die jungen. Millionen Zippers schossen und starben, und hunderttausend wurden verrückt.

Jedesmal kamen Briefe an Arnold. Sie enthielten alle dasselbe.

Arnold schrieb Briefe nach Hause. Ich fügte immer einen Gruß hinzu.

Manchmal, wenn ich die Feldwachen kontrollierte, sah ich das Zimmer der Zippers vor mir – und es kam mir vor wie ein Zimmer des Friedens.

Kapitel 8

Dennoch hörte eines Tages der Krieg auf. Die Monarchie zerfiel. Wir kamen nach Hause.

Im letzten halben Jahr hatte ich Arnold nicht gesehen. Er war krank geworden und als Rekonvaleszent zu einem Bahnhofskommando gekommen. Ich kehrte infolge verschiedener widriger Umstände erst Anfang Dezember 1919 zurück. Da war Arnold schon wieder in Zivil. Es stand fest, daß er nicht mehr den Doktor machen würde. Er mußte schnell eine Arbeit suchen.

Es war ein häßlicher Winter im Jahre 1919. Er war feucht, der Schnee hielt kaum einen Tag. Der Wind galoppierte durch die Stadt wie ein nasser Mörder. Die Straßen waren finster. Italienische Offiziere trugen warme, wollene Schals, Gamaschen, knarrende gelbe Ledertaschen, sie gingen siegreich herum, sie waren die Verbündeten des Winters und überhaupt Verbündete. Aus Amerika kamen: Cornedbeef, Pastoren mit Weihnachtsbäumen für arme Kinder und die befreiten Zivilgefangenen. Aus Rußland und aus Italien kamen die Heimkehrer. Viele, die sie erwartet hatten, starben und machten ihnen Platz. Die Börse war lebhaft, und das Geld wurde wertlos. Eine Million junger Männer ging herum und suchte Arbeit. Arnold war unter ihnen.

Bis zu dieser Zeit hatte ich Arnold nur im Schatten seines Vaters und seines Hauses gesehen, ich hatte nur den Mitschüler Zipper gekannt, der in der dritten Bank an der Ecke saß, immer einen halben Kopf kleiner war als die »ganze Klasse«, sich durch viele Sommersprossen vor den andern auszeichnete, die mich an geröstete Semmelbrösel erinnerten, der manchmal fleißig und manchmal faul war, wie alle andern, und Gedichte »fließend« aufsagte, wie es sein Vater ja verlangte. Dann war Arnold ein Student wie viele andere. Er liebte ein Mädchen, das ihm Briefe an die Universität schickte, sein Name stand oft auf der schwarzen Tafel bei der Portierloge, der letzte Name (nicht viele Namen begannen mit Z). Dann wurde Arnold Soldat. Und er verbarg wie alle seine Physiognomie. Vielleicht hatte er bis dahin auch noch keine gehabt. Ich sah ihn wachsen, älter werden, Geburtstage feiern. Aber ich sah nicht, wie er ein

Gesicht bekam. Ich betrachtete ihn niemals, ich glaubte, ihn so genau zu kennen. Acht Monate vorher hatte ich ihn in einer Uniform gesehen, die wie die meisten Uniformen der jungen Offiziere jener kriegerischen Zeit immer um ein wenig gegen die Vorschriften verstieß – um das kleine bißchen gegen die Vorschriften verstieß, das genügte, die Heldenhaftigkeit in Koketterie zu verwandeln. Denn die Eitelkeit war in jenen Tagen – nicht zum ersten Male im Lauf der Jahrtausende – stärker als die Disziplin und sorglos vor dem Tod. Arnold trug zum Beispiel, was Infanterieoffizieren verboten war, eine Mütze ohne Schild schief auf dem Kopf. Er war nicht kindisch genug, um mit seiner militärischen Existenz und seinem Offiziersgrad zufrieden zu sein; und den Charakter selbstgefälliger Keckheit verlieh er seiner Kleidung nicht deshalb, weil er sich mit der Uniform freute. Aber er gehörte zu jenen Männern – ich konnte es später bei vielen bemerken –, die einer Mode erliegen, wie Menschen mit empfindlichen Atmungsorganen einer Influenza.

Ich weiß, daß mir Arnold Zipper erst auffiel, als ich ihn nach dem Krieg traf.

Obwohl ich ihn nur ein halbes Jahr nicht gesehen hatte, schien er mir doch in der Zivilkleidung so verwandelt, daß ich glaubte, ihn nach langen Jahren wieder getroffen zu haben. Er trug einen dunkelblauen Anzug aus billigem, gefärbtem Militärstoff. Es war einer von den Anzügen, die man in armen Vierteln auf Stangen vor kleinen Läden hängen sieht, die, wenn man sie angezogen hat, den menschlichen Körper abzuschrecken scheinen, so daß er sich selbst vor ihnen zurückzieht und zwischen sich und dem Stoff, der ihn bekleiden sollte, der ihn aber nur umhüllt, einen luftleeren Raum läßt. Hinter den Bewegungen, die Arnold Zipper in diesem Anzug machte, ahnte ich die ursprünglichen, feineren und gelenkigeren Bewegungen des nackten Körpers. Es war, als kämen der Ärmel und die Hose dem Arm und dem Bein um den Bruchteil einer Sekunde nach. So entstand eine kaum bemerkbare Unbeholfenheit im Gehen Zippers – vielleicht verursachte sie es eigentlich, daß ich Arnold jetzt genauer zu beobachten begann.

Ein blau-weiß gestreifter weicher Kragen, den Arnold zu einem Hemd von der gleichen Farbe, aber einem andern Muster trug, wahrscheinlich in der Hoffnung, daß die auffallenden Farben die Verschiedenheit der Zeichnung vergessen machen, lenkte vielleicht erst meine Aufmerksamkeit auf das frauenhafte Grübchen in seinem Kinn, das mich manchmal an seine Mutter erinnerte und das ihm den Ausdruck eines genußfreudigen Menschen und eines gutherzigen verlieh. Auffallend waren seine kleinen weißen Zähne, die Zähne eines Nagetiers, die Arnolds Angesicht

heiter machten, beinahe übermütig, wenn er sprach. Hielt er den Mund geschlossen, so war sein Gesicht düster. Seine Stirn war rein und groß, sie wirkte unschuldig und unbeschrieben. Seine Augen hatten einen federleichten Blick, der von den Zielen abglitt, wie ein Korkpfropfen, abgeschossen aus einer Knabenflinte. Mit diesen Blicken sah Arnold die Welt. Er kannte ihre Flächen, ihre Glätte und ihre Rauheit, ihre Buntheit und ihre Eintönigkeit. Manchmal wirkte seine Gabe, zu fühlen, was er nicht sehen konnte. Im übrigen war er verschwiegen, aber nicht vorsichtig genug, um sich nicht zu verraten. Er war feinfühlig, aber nicht aufmerksam genug, um niemanden zu verletzen. Mit seinem Vater verglichen, erschien er nicht merkwürdig, sondern eher gewöhnlich.

Er wohnte, obwohl er wenig Geld hatte, nicht bei seinen Eltern. Er aß nur bei ihnen. Wovon er das übrige bestritt, wußte ich lange nicht. In einer andern Zeit hätten ihm seine Fähigkeiten eine Existenz gesichert. In den ersten Monaten nach dem Krieg aber konnte nur einer jener außergewöhnlichen Zufälle helfen, die man »Glück« nennt, oder jene außergewöhnliche Kraft, die ein Genie oder ein Brutaler vor sich her treibt wie einen Tank. Arnold Zipper war nicht genial und nicht herzlos. Er war im Gegenteil zart, gutherzig, begabt und schüchtern.

Vom Dezember bis zum März lebte er von dem Handel mit Militärstoffen, wie ich bald erfuhr. Er vermittelte zwischen Käufern und Verkäufern. Es war damals Sitte im Land: die »abgerüsteten« Offiziere, die ohne Beruf waren oder ihren Beruf nicht mehr ausüben konnten, handelten mit Militärstoffen. Zipper gehörte nicht zu den Tüchtigen.

Er haßte sein Geschäft. Bevor er in ein Kaffeehaus trat – denn in den Kaffeehäusern wickelte man die Geschäfte ab –, hatte er hundert Bedenken. Andere kamen mit der siegreichen Festigkeit eines Commis voyageur von Beruf, in der Überzeugung, ihr Opfer zu finden, zu überreden und gefügig zu machen; eine Überzeugung, die Geschäftsreisende ebenso unwiderstehlich macht wie couragierte Liebhaber und angreifende Generale. Zipper aber war zaghaft, und er zog infolgedessen das Mißgeschick an, ungefähr wie manche Menschen Krankheiten anheimfallen, weil sie Ansteckung und Erkältung fürchten. Zippers Empfindlichkeit verursachte es, daß er den zufälligen und harmlosen Blick eines Kellners für einen vorwurfsvollen hielt. Man mußte im Spielsaal des Kaffeehauses stehen, so lange, bis der Käufer von seiner Kartenpartie aufstand. Wie oft aber kam es vor, daß der Käufer Zipper schon bei seinem Eintritt bemerkte, ihm durch ein Zeichen zu verstehen gab, daß er warten möchte, und in der Hitze des Spieles den Wartenden vergaß oder nur zu vergessen schien! Denn es war auch eine Methode darin, denjenigen, der das

Angebot machte, zu zermürben; zu erproben, ob er so sehr »im Druck« war, daß er geduldig wartete, oder ob er so unabhängig war, sofort wegzugehen, wenn der Käufer nicht schnell genug zugriff. Andere konnten in dem Kaffeehaus, in dem sie ein Geschäft abschließen wollten, auch Gäste werden – durch die recht einfache Tatsache, daß sie sich an einen Tisch setzten, von dem aus sie ihr Opfer zu beobachten vermochten und wo sie einen Kaffee tranken. Allein diese »Spesen« konnte Zipper nicht aufbringen. Für ihn bestand die Schwierigkeit darin, in ein Kaffeehaus so zu treten, als suchte er einen Geschäftsfreund; zu warten, bis der Geschäftsfreund mit seinem Spiel fertig war – und zwar so zu warten, daß man ihn weder für einen Unerwünschten noch für einen Zudringlichen noch für einen Bemitleidenswerten halten durfte. Er mußte die Fähigkeit vortäuschen, jeden Augenblick einen Kaffee zu bestellen, und jene Freiheit der Haltung, die dem Kellner zu verstehen gibt, daß man nur deshalb nichts bestellt, weil man gesättigt und ganz ohne Wunsch ist.

Man wurde müde, während man stand, durfte sich aber nicht setzen, weil man nicht einen Tisch einnehmen konnte, ohne zu »konsumieren«. Es gab nichts Schlimmeres für Zipper als diese Viertel- und halben Stunden, in denen er wartete, im Zwielflicht des Spielsaals, in dem die gelben Lichter schon entzündet waren, obwohl aus dem vorderen Raum noch die Sonne eindrang. (Aber die Spieler brauchten diesen vorgetäuschten Abend, ebenso wie die Besucher der Freudenhäuser herabgelassene Jalousien.) Zipper wartete. Er ging hin und zurück. Er blieb stehen und blätterte in einer Zeitung und gab sich den Anschein, als hätte er gerade eine Notiz gefunden, die ihn besonders interessierte. Dabei durfte er den Mann, auf den er wartete, nicht aus dem Auge lassen. Ja, er mußte von Zeit zu Zeit versuchen, seine Anwesenheit dem Käufer in Erinnerung zu bringen. Geling es ihm endlich und stand der Ersehnte auf, so war Zippers Energie schon verbraucht, die Energie, deren er bedurft hätte, um den Widerspenstigen von der Notwendigkeit eines Kaufs zu überzeugen. Hätte Arnold doch die harmlose, optimistische Freude am Gespräch gehabt, die seinen Vater auszeichnete! Aber der junge Zipper hatte ein schwereres Blut als der alte, ein klügeres Gehirn und eine zartere Haut.

Wenn es Arnold trotzdem gelang, so viel zu verdienen, daß er jeden Abend ins Kaffeehaus gehen konnte – in ein anderes Kaffeehaus, wo keine Kunden saßen –, daß er Zigaretten rauchte und mit der Straßenbahn manchmal die freie Natur erreichte, so verdankte er es dem Umstand, daß viele seiner früheren Kameraden unter den Geschäftsleuten waren, die für ihn in Betracht kamen. Diese Kameraden, Kaufleute aus Zufall, hatten eine leichtere Hand, ein menschliches Herz und eine gewisse

Solidarität mit Zipper. Sie gaben ihm zu verdienen – wie man sagt. Nachdem aber schon all seine Bekannten an der Reihe gewesen waren, mußte Zipper eine neue Beschäftigung suchen.

In der Familie Zipper hatte die Hoffnung Platz gegriffen, daß Arnold nach Brasilien kommen könnte, zu des alten Zippers Bruder, der seit dem Krieg nichts geschrieben hatte. Manche, die keinen Onkel drüben wußten, machten sich auf den Weg. Die Heimat war so eng geworden, daß die ältesten Menschen, die nie ihren Bezirk verlassen hatten, Sehnsucht bekamen, in eine sehr ferne Welt auszuwandern und die nahe auszutilgen aus der Erinnerung, aus dem Herzen, aus dem Leben. Arnold schien es der einzige Ausweg. Wenn er sich aufrichtig nach seinen Absichten ausforschte, so mußte er zugeben, daß ihm nichts gleichgültiger war als eine öde, geregelte Arbeit zu Hause. Vielleicht mußte man in der Fremde härter arbeiten, aber es war die Ferne. Er las viele Reiseschilderungen. Er hatte sie schon seit seiner Knabenzeit gelesen. Aber niemals war der Wunsch zu reisen in ihm vorher erwacht. Erst als er aus dem Krieg zurückkam, dieses Haus wiedersah, in dem er groß geworden war, diesen Vater, der ihn erzogen, diese Mutter, die um ihn geweint hatte, als er den Schatten des Bruders fühlte, der jetzt erst, nach dem Tode, ein Mitglied der Familie geworden war; als Arnold dieses Land sah, dessen Bürger er war, in dem es galt, jeden Augenblick irgendeiner Partei anzugehören, irgendeine Gesinnung zu bezeugen, in Wirklichkeit also weiter zu dienen für irgendein »öffentliches Wohl«, das man nicht kannte, das man nicht sah und griff und das nur in den Zeitungen beschrieben stand, da erst wollte er nach Brasilien.

Er war aber zu empfindlich, um im Vertrauen auf seinen Onkel auszuwandern, wie es seine Eltern gewünscht hatten. Von allen Grundsätzen der verkehrten Erziehung, durch die der Mensch verdorben wird, war einer der dümmsten Arnolds Überzeugung geworden, jener Grundsatz, der in dem geflügelten Wort seine törichte Form gefunden hat: »Selbst ist der Mann!« Er hatte diesen amerikanischen Ehrgeiz, ganz allein, ohne Hilfe, etwas zu erreichen. Den Grundsatz, der einen amerikanischen Milliardensohn veranlaßt, nicht im Alter von zwanzig Jahren so nützlich zu werden, wie er sein könnte, sondern zuerst mit Streichhölzern zu handeln und den Weg, den sein Vater schon gemacht hat, noch einmal zurückzulegen. Ein widernatürlicher Ehrgeiz, etwa jenem vergleichbar, der einen jüdischen Verteidiger für Zivilsachen zwingt, als erster einen noch nie erstiegenen Alpengipfel ohne Führer zu erklimmen; einen Artisten, seine Kunststückchen auf einem Aeroplan zu vollführen, obwohl sie auch auf dem Trapez lebensgefährlich sind; einen Maurermeister, ohne

Gerüst an einem Wolkenkratzer zu arbeiten. Diesen Ehrgeiz besaß Arnold. Er wollte allein nach Brasilien, und er träumte davon, eines Tages seinen Vater mit einem Telegramm vom Bord eines Dampfers zu überraschen. Im Grunde war sie vielleicht ein Erbe des alten Zipper, diese Freude an Überraschungen, ein Vergnügen für kleine Bürger. Es gab in jener Zeit viele Agenten für Auswanderer in romantische Fernen. Es gab Vereine von jungen Leuten, die eine gemeinsame Fahrt nach Australien für einen Sonntagsausflug hielten und die überzeugt waren, daß ihnen nichts unmöglich sei, weil sie dem Tod entronnen waren. Einem dieser Vereine trat auch Arnold bei. Es schien ihm besser zu gehen, seitdem er seinen Wochenbeitrag regelmäßig zahlte. Sein Leben hatte wieder einen Sinn bekommen. Etwas zu verbergen war auch eine Beschäftigung. Aber nach kurzer Zeit verschwand der Kassierer des Vereins mit allen Monatsbeiträgen. Wahrscheinlich war er der einzige, dem es gelang, Brasilien zu erreichen.

Indessen hatte Zippers Vater schon an den Bruder geschrieben. Man knüpfte wieder Beziehungen an, wie Staaten untereinander. Von Zippers brasilianischem Bruder kam ein eingeschriebener Geldbrief. Man möge warten, schrieb der Bruder. Er gedenke, seine alljährlichen Besuche wieder anzufangen wie vor dem Kriege, und bald wolle er kommen.

Kapitel 9

Im Hochsommer kam Zippers Bruder aus Brasilien.

Ich hatte ihn früher nie gesehen. Denn wenn er gekommen war, lud man mich nicht ein. Man sah ihn nur einmal im Jahr, man wollte mit ihm allein sein. Sein Aufenthalt kostete Geld, und man gestand ihm nicht, daß man »knapp war«. Die Zippers konnten gerade noch ihn bewirten, und er mußte für zehn Männer essen – nach den Beschreibungen, die mir Arnold gab. Nach diesen Beschreibungen malte ich mir den Onkel Arnolds wunderbar aus. Vor allem war er ein Farmer. Ein Mann also, der die Phantasie bewegt. Ein Mann, der Sklaven hält. Ein Mann, der eventuell wilde Pferde einfängt. Ein Mann, der vielleicht eines Tages eine Goldmine findet oder sie schon gefunden hat. Ein Mann ohne Rock und Weste, mit breitem Gürtel und großem Panamahut. Die Tatsache, daß der Bruder dieses braven Bürgers Zipper ein Farmer war, schien mir noch weniger wahrscheinlich als die Geschichte von den merkwürdigen Umständen in Monte Carlo.

Dennoch war es so. Arnolds Onkel war ein echter Farmer aus Brasilien. Diesmal sollte ich ihn sehen.

Er kam an einem heißen Tag, es war im Juli oder im August. Am Nachmittag gingen der alte und der junge Zipper zur Bahn.

Am nächsten Tag aß ich Mittag mit dem Farmer.

Er war wirklich beinahe so, wie ich ihn mir vorgestellt hatte. Vergeblich suchte ich nach einer Familienähnlichkeit mit dem alten Zipper im Gesicht seines Bruders. Aber er war gar nicht wie ein Bruder, er war wie eine merkwürdige Geschichte, eine Geschichte aus Brasilien. Er war um drei Köpfe größer als der alte Zipper. Er hatte einen glattrasierten Kopf, einen dunkelbraunen, gleichsam durchgesottenen Nacken, eine starke rote Nase und winzige helle Augen unter dichten und kurzen Brauen. Sein Blick war spitz und schnell wie ein Pfeil. Seine Augen waren wie helle Lichter in einem dunklen Abend. Sein Kinn war ein vollendetes Trapez. Breit und hart, erinnerte es mich an eine Art Pult oder an einen glatten, hautüberzogenen Stein. An Stein erinnerte übrigens der ganze Mann. Er stand wie eine Mauer. Er schwieg wie eine Mauer.

Menschlicher wurde er, wenn er trank. Er schickte Arnold um einige Flaschen Wein. Er hatte selbst von unterwegs einige mitgebracht. Im Vorzimmer stand sein merkwürdiger Koffer. Nur einen einzigen führte er mit sich. Es war ein altes Felleisen aus braunem Leder, der Deckel und der Boden waren harmonikaartig gefaltet. Auf dem Sofa lag sein Hut – er legte ihn niemals im Vorzimmer ab. Und es war wirklich ein großer, breitrandiger Panamahut. »Sehr erfreut!« sagte er in einem fremden Deutsch, als er mir zum erstenmal die Hand gab, eine entsprechend große, warme, trockene Hand. Dann erkundigte er sich nach dem Krieg in einem Ton, in dem man sich nach der Ernte erkundigt oder nach dem Ausgang einer interessanten Veranstaltung. Er hätte wichtigere Dinge zu Hause gehabt, das Vieh, die Ernte und die Knechte beanspruchten sehr viel Zeit. Wäre er reich gewesen und sorglos, dann wäre er vielleicht herübergekommen, um an dieser oder jener Seite zu kämpfen. Aufrichtige Bewunderung zollte er den drei eisernen Ringen Zippers. Einen Aschenbecher aus einem Schrapnell, das Arnold mitgebracht hatte, gedachte er, nach Brasilien zu nehmen. Den samtenen Sessel, auf dem Cäsar gesessen hatte, betrachtete er ein paarmal täglich. Er fühlte nicht, daß Zippers Herz stillstand, er sah nicht, wie Zippers Augen groß wurden und sein Blick fern (ein Blick, der in die weiten Gefilde des Schmerzes wandert) – wenn er den Sessel beklopfte, umdrehte und mit einer gleichgültigen Stimme sagte:

»Also hier hat Cäsar gelebt, ein Sessel hat ihm genügt. Als ich das letztemal hier war, war ihm die ganze Stadt nicht groß genug. Kein Wunder, daß man in diesem Sessel verrückt wird.«

Jeden Tag, wenn die Zeitung kam, fragte der Farmer: »Sind Bilder heute drin?« Denn er glaubte, unsere Zeitung erscheine heute illustriert und morgen nur mit einem Text, weil ihr Photograph zufällig geschlafen hat. »Schlecht sind eure Virginier geworden«, sagte er mitten im Rauchen, und er zerkrümelte die teure Zigarre, für deren Stummel ihm der alte Zipper dankbar gewesen wäre. Eine unbändige Vergnügungssucht trieb ihn an alle Orte, wo man musizierte, tanzte, Theater spielte. Für die Stunden, die er zu Hause blieb, kaufte er ein Grammophon, das er den Zippers zurückzulassen versprach. Nach dem Essen legte er sich auf das Sofa, auch wenn ich da war. Dann sah ich, wie sein Blick im Zimmer herumirrte, auf Menschen und Gegenständen haften blieb, als suchte er etwas, dessen Abbild er in den Schlaf herübernehmen wollte. Schließlich blieb er auf dem roten Sessel kleben, wurde selig-gefälligschläfrig, und die Augenlider des Farmers schlossen sich.

Ich bemerkte an dem Farmer einige ungebräuchliche Wendungen, er sprach gewissermaßen in einem eigenen Stil. Gefiel ihm etwas, ganz gleichgültig, ob es ein Mann, eine Frau, ein Vorgang, eine Sache war, so sagte er: es wäre gemütlich. Er konnte sagen: die Suppe sei gemütlich, ich sei gemütlich – denn es schien, daß ich ihm gefiel –, der Aschenbecher aus dem Schrapnell sei gemütlich. Gefiel ihm etwas nicht, so nannte er es nicht, wie ich voller Spannung erwartet hatte, ungemütlich, sondern ausgeschlossen. So sagte er zum Beispiel: dieses Theater wäre ausgeschlossen, und er meinte, daß ihm der Zuschauerraum nicht gefalle, weil er zuviel Säulen habe, und die Bühne sei ausgeschlossen, weil der Vorhang eine alte »Malerei« enthalte. Denn jedes Bild nannte er eine Malerei, wodurch er ausdrücken wollte, daß das Gemalte sich vom Photographierten unterscheide. Die Möbel, die man bewegen konnte, also Stühle und Tische, nannte er Vehikel. Der Frau Zipper sagte er: Schwägerin, dem Herrn Zipper: Bruder, Arnold nannte er Zipper junior. Er sagte, Vornamen könne er sich nicht merken und sie seien überflüssig. Seine eigenen Söhne – er besaß drei – hatte er der Einfachheit halber gleich genannt. Sie hießen alle William.

»Nun, ist er nicht ein Prachtkerl?« sagte der alte Zipper von seinem Bruder. »Das ist ein energischer Mensch. Weder ich noch die anderen Brüder waren so. Mit vierzehn Jahren ist der Bursche hinübergegangen. Ich wollte es ihm nachmachen, sehen Sie, wenn Monte Carlo nicht dazwischengekommen wäre, ich wäre heute ein Farmer wie er.«

Ich dachte an die ganz besonderen Umstände, sah den alten Zipper an, der jetzt mit einem zahnlosen, schwachen, weichen Mund redete, die Worte feucht machte, ehe er sie sprach, den weißhaarigen, gebeugten alten Zipper, und verglich ihn mit seinem Bruder, der nur ein Jahr jünger war als er. Er war nicht von diesem Kontinent, der Farmer, er kam nicht aus diesem Mittelstück Europas, wo der Krieg angefangen hatte, wo er aufgebrochen war wie eine alte Eiterbeule. Nie wäre der alte Zipper ein Farmer in Brasilien geworden, er war ein Bürger von Mitteleuropa.

Nachdem der Farmer eine Woche nichts mehr als Gast gewesen war, begannen die Zippers, von Arnolds Absichten zu sprechen. Arnold wollte nicht gerne dabei sein.

»Ich will nicht«, sagte er mir, »daß mir der Onkel hilft. Hast du ihn nicht gesehen? Ein brutaler, engstirniger, egoistischer Mensch. Wenn er mich hinübernimmt, wird er mich ausbeuten, schlimmer als ein Fremder. Ich hasse dieses eigene Blut. Ich will nichts mit meiner Familie zu tun haben. Nie werde ich mit dem Onkel nach Brasilien gehen. Ich werde mir meinen eigenen Weg suchen. Ich werde schon nicht untergehen.«

Aber es fiel dem Farmer gar nicht ein, Arnold mitzunehmen.

Kapitel 10

Es war spät in der Nacht, aus den Gärten hörte man das Zirpen der Grillen. Wir traten aus dem Kaffeehaus. Wir trafen uns dort oft. Man schloß es zu früh, es gab eine Polizeistunde, die wir haßten. Wir kamen spät einen Mokka trinken. Es schien uns damals, daß wir einander viel zu sagen hätten und daß es unmenschlich sei, Kaffeehäuser überhaupt zu schließen. Ich kann es mir heute, nachdem ich mich längst mit den Polizeistunden abgefunden habe, noch nicht erklären, weshalb wir damals glaubten, nur im Café könne man miteinander reden. Vielleicht weil wir gerade aus dem Krieg gekommen waren. So finster, arm und verzweifelt die Stadt auch aussehen mochte, wir waren heimgekehrte Städter und fühlten uns in ihr wohl nach den vielen hundert Abenden und Nächten im Schützengraben, nach den Nächten im Lehmbooden, im Sumpf, nach den Nächten in Dorfhütten, mit der alten Zeitung in der Hand, nach den Nächten der Angriffe und der Trommelfeuer. Man warf uns hinaus, man schloß das Kaffeehaus, man stellte die Stühle übereinander, die Kellner versammelten sich an der Kasse, um abzurechnen. Da schlichen wir uns fort, heimatlose Hunde.

Es war eine warme Sommernacht. Wir gingen hin und zurück, einer begleitete den andern, und war man vor der Haustür des einen angelangt, so fühlte man das Grauen, das oben wartete, im Zimmer, im Bett, im Schlaf, im Traum. Man kehrte um und ging vor die Tür des andern. Erst als der Morgen bleich hinter den Häusern stand, trennte man sich in der Mitte der Wege. Man fühlte jetzt weniger Angst vor diesem Haus, nach dem man sich im Krieg so gesehnt hatte und in dem man nicht mehr heimisch wurde nach der Rückkehr. Man schlief bei aufgehender Sonne ruhig ein; denn man wollte nicht sehen, wie ein Tag beginnt.

In so einer Nacht erzählte Arnold, was der Onkel über seine Absichten gesagt hatte:

»Und wenn ihr mir eine Million dazugeben würdet, Schwägerin und Bruder, ich nehme euren Sohn nicht. Ich habe Geld, er könnte bei mir leben, er könnte auf jeden Fall essen. Aber ich nehme ihn nicht. Brasilien ist ein gefährliches Land. Wer dort etwas werden kann, der ist schon

längst hingegangen, dort ist er ein fertiger Mensch geworden. Aber einen fertigen Europäer nehme ich nicht auf mein Gewissen. Wenn ich ihm mit einem Darlehn helfen kann, wenn er sich hier im Lande ansiedeln will, ich will ihm helfen. Kann er ein Bauer sein? Ich will ihm helfen. Aber gegen Ehrenwort und Unterschrift; denn ich mache keine Geschenke, die ein Vermögen sind, oder ich spucke dem Manne ins Gesicht, dem ich Geld auf ewig geliehen habe. Fragt ihn, er soll sagen, was er will.«

»Nun hast du dich entschlossen?«

»Nein«, sagte Arnold, »kann ich mich überhaupt jemals entschließen?

Manchmal scheint es mir, ich könnte ganz gut ein Bauer sein. Dann kommt es mir romantisch und absurd vor. In die Natur gehen? Kann ich mit den Hühnern schlafen gehen und mit ihnen aufstehen? Kann ich einen einzigen Abend das Kaffeehaus entbehren, ein Gespräch mit dir, mit einem andern? Kann ich heiraten, Kinder haben, die das Vieh auf die Weide führen?«

»Aber in Brasilien müßtest du das alles doch auch!«

»In Brasilien – ja. Ebenso könnte ich ja in New York auf der Straße Zeitungen verkaufen und hier nicht!«

»Warum nicht hier?«

»Weil man mich kennt. Weil das komisch wäre, ich wäre eine lächerliche Figur.«

Ich versuchte keineswegs, Arnold zu überzeugen. Aber ich verstand nicht, daß er nicht hier Zeitungen verkaufen zu können glaubte. Warum wäre er eine lächerliche Figur geworden? Durch keine Beschäftigung irgendwelcher Art wird man lächerlich, wenn man es nicht schon gewesen ist, wollte ich ihm sagen. Aber ich sagte es ihm nicht. Ich fühlte, daß es überflüssig war. Ich fühlte, daß dieser Mensch wie jeder andere bestimmten Gesetzen gehorchte, wenn er etwas unternahm oder etwas unterließ. In dieser Nacht fühlte ich das Gesetz der Welt. Ich hörte den geschwinden, genauen, unerbittlichen, reibungslosen Gang der Räder, die den Mechanismus des Schicksals ausmachen. Ich dachte, daß der Sohn des alten Zipper einem unbekannten Gebot Untertan war, wie der Alte es gewesen, wie es die Enkel des Alten auch sein würden. Ich stellte mir jenen Abend vor, an dem der Farmer den Zippers jede Hoffnung genommen hatte. Es mußte ein Schweigen entstanden sein, jenem vergleichbar, das dem Bericht des Alten von der Vermietung des Salons gefolgt war. Die Eltern Arnolds mußten überzeugt gewesen sein, daß ihr Leben umsonst war. Der Sohn hätte ihrem Alter Wärme und Licht geben müssen, und er kam zu ihnen eine Suppe essen.

Am nächsten Tag traf ich den alten Zipper. Er saß in einem Park, eine Zeitung las er mit einer großen Lupe in der Hand, denn die Brille genügte ihm nicht mehr. Wie er so dasaß in seinem schäbigen schwarzen Anzug, der an den Schultern fast so grün war wie das Laub, das ihn umgab, in der Ecke auf der Bank, hätte man ihm ein Almosen geben können, wenn er nicht durch die Zeitung und die Brille eine gewisse Reputation bekommen hätte. Ich setzte mich zu ihm.

»Nun«, sagte er, »Arnold hat dir sicherlich erzählt, daß mein Bruder nichts von ihm wissen will. Du bist ja sein Jugendfreund, du kennst ihn so gut wie ich, noch besser, möcht ich sagen. Glaubst du, daß er allein nach Brasilien gehen kann? Glaubst du nicht auch, daß er begabt ist – über den Durchschnitt? Wenn dieser Krieg nicht gewesen wäre! Was hätte Arnold nicht alles sein können? Mein Geschäft ging gut« (der alte Zipper hatte vergessen, daß der Krieg weniger an seinen geringen Einnahmen schuld war als er selbst), »ich hätte ihn noch eine Zeitlang ausgehalten. Er soll ein Bauer werden, meint mein Bruder. Mein Arnold – ein Bauer! Warum nicht gleich ein Tischler, wie mein Vater? Ich dachte, es ginge aufwärts mit meiner Familie, nicht abwärts.«

Und Zipper redete eine halbe Stunde lang ähnliche Sätze. Schließlich erzählte er mir »im Vertrauen« – und er nahm meine Hand und beschwor mich zu schweigen –, daß er selbst für Arnold eine Stelle suche. Alte Verbindungen »grabe er aus«. Arnold aber sollte nicht wissen, daß sein Vater »vorarbeite«. Arnold sollte eines Tages eine »schöne Karriere« vor sich haben.

Da ging er hin, der alte Zipper. Die Zeitungen ragten ihm aus der Rocktasche, Sonnenkringel spielten auf seinem Rücken, er ging nicht nur gebückt, er wackelte auch vor Schwäche, es war, als zögen ihn schwere Gewichte rechts und links. Er kannte und begrüßte den Gärtner des Parks – eine vornehme Persönlichkeit, eine von jenen Persönlichkeiten, von denen Zipper immer geglaubt hatte, es wäre gut, sich mit ihnen zu vertragen. Ja, er blieb sogar stehen, der Gärtner, der den Rasen umgegraben hatte, kam, auf die Schaufel gestützt, vor das Eisengitter, das die Beete von der Allee abschloß. Zipper sprach mit dem Gärtner. Wahrscheinlich freute sich der Alte, er wußte, daß ich ihn noch sehe, er konnte mir zeigen, daß er ein bekannter Mann war. Ihm allein, von allen Spaziergängern im Park, konnte es gelingen, den Rasen zu betreten. Wahrscheinlich erfüllte diese Macht den alten Zipper mit Stolz, auch jetzt noch, da er für Arnold eine Stelle suchte.

Er kannte den Hofrat Kronauer vom Finanzministerium. (Wer kannte ihn nicht? Jedem hatte Kronauer schon irgendeinmal geholfen.) Er war

einer der ältesten Kunden Zippers. Was ging den Hofrat Kronauer die Revolution an? Einen zweiten Kenner der Gesetze, der Verordnungen, der Einkommen- und Gewerbesteuer, der Abzüge und der Zuschläge gab es nicht. Er blieb im Amt, er wurzelte geradezu drin wie ein alter großer Baum in einem Park. Er spendete Güte, Hilfe, Protektionen. Der alte Zipper war nicht umsonst bei ihm gewesen. Arnold bekam eine Anstellung.

»In einer Zeit, in der Beamte, die schon zehn Jahre gedient haben, auf die Straße gesetzt werden, bekommt Arnold einen Posten«, sagte der alte Zipper. »Auch eine Republik kann ohne wirkliche Tätigkeit nicht regiert werden. Der beste Beweis dafür ist Arnolds Fall.«

»Das ist sehr gemütlich!« sagte der Farmer. Am nächsten Tag reiste er ab.

Man sprach selten von ihm im Hause Zipper. Er hatte sich blamiert. Er hatte Arnold abgelehnt! Ein Genie wie Arnold nicht nach Brasilien mitzunehmen – dazu gehörte schon die enorme Ungebildetheit dieses Farmers.

»Im Grunde«, sagte der alte Zipper einmal von seinem Bruder, »hat er niemals Zeit gehabt, etwas zu lernen, noch auch nur nachzudenken.« Und man ging über den Farmer zur Tagesordnung über.

Die Tagesordnung bestand darin, daß man Arnold lobte. Zipper schien ganz vergessen zu haben, daß er selbst es gewesen war, der Arnold eine Stellung verschafft hatte. Man tat so in der Familie, als hätte der Sohn einen großartigen Ruf erhalten, die Finanzen des Landes zu ordnen.

Einen Monat später trat Arnold in das Amt ein.

Er war ein kleiner Beamter mit einem geringen Gehalt. Der Vater aber sah in ihm schon einen Finanzminister. Arnold hatte nichts von dem Optimismus seines Vaters.

»Wie soll ein Mensch, der im Krieg war, vorher nicht Beamter gewesen ist, jetzt acht Stunden täglich an einem Schreibtisch sitzen?« fragte er. »Ich sitze in einem Zimmer im vierten Stock, mit noch zwei Männern; beide sind so alt wie mein Vater. Du ahnst nicht, wie sie mich hassen! An einem der letzten Tage bin ich mit meinem neuen, hellgrauen Anzug ins Büro gekommen. Der eine, Herr Kranich, ist sofort in alle Büros gelaufen und hat erzählt, daß hier ein junger Mann mit einem hellen Anzug in den Dienst gekommen ist. Soofter ich hinausging, standen im Korridor einige Beamte, tuschelten miteinander und sahen mich an. Andere machten wie zufällig die Türen ihrer Kontore auf, schauten hinaus und machten wieder zu. Endlich ließ mich der Kronauer rufen und sagte mir, ich

möchte mit Rücksicht auf die schlechte Lage der Beamten, die Familienväter seien, nicht neue Anzüge im Amt tragen. Er selbst trage auch seine alten. Außerdem möchte ich doch die vorgeschriebene Uniform anziehen.

Du kannst dir kaum vorstellen, wie mir vor dieser Uniform graut. Schon wieder eine! Soeben habe ich sie abgelegt! Ich habe versucht, meinen Tisch etwas näher an das Fenster zu rücken. Man sieht zwar nichts, es geht in einen Hof, hat Gitter vor den Scheiben, auf der anderen Seite sind auch Büros, der Hof ist langweilig sauber, es ist streng verboten, Papierschnitzel, Asche, Zigaretten hinunterzuwerfen. Aber der Tisch des andern Beamten, der in der Nähe des zweiten Fensters sitzt, muß in gerader Linie mit meinem stehen. Ich war fünf Minuten draußen. Als ich zurückkam, stand mein Schreibtisch wieder dort, wo er vorher gestanden war. Die beiden Alten haben ihn zurückgeschoben.

Sie haben Seife, Nagelbürste und Handtücher im Schrank. Sie waschen sich die Hände, bevor sie weggehen. Ich kann mir dort nicht die Hände waschen. Ich bin froh, wenn ich fort bin, ich gehe mit schmutzigen Händen nach Hause. Infolgedessen kann ich das Amt früher verlassen als die beiden. Ich sage ›Guten Abend!‹ – sie antworten nicht. Ich gehe weg. Von der Stiege ruft einer: ›Herr Zipper!‹ – Was ist los? – Ich soll den Schlüssel morgen früh nicht beim Portier, sondern auf Zimmer 25 im zweiten Stock abholen, wenn ich zufällig früher kommen sollte. Der Dienst beginnt um neun Uhr. Ich komme fünf Minuten vor neun. Die beiden sind schon da. Einmal versuche ich, um dreiviertel neun zu kommen. Am nächsten Tag sind sie schon um halb neun im Amt.

Ich habe dienstlich nichts mit ihnen zu tun. Sie sind nicht meine Vorgesetzten. Aber wenn ich mit einem Schriftstück fertig bin, kommt immer einer von den beiden zu meinem Schreibtisch und sagt: ›Sehr schön, Herr Zipper.‹ Sie wagen nicht, mich zu tadeln, aber sie haben eine tückische Methode gefunden: sie demütigen mich durch Lob. Manchmal beginnen sie ein allgemeines Gespräch über die Jugend von heute. Jeder junge Mann glaube, weil er im Krieg gewesen sei, er sei klüger als die Alten. Einmal konnte ich mich nicht enthalten, ihnen zu sagen: ›Ihr habt uns ja selbst in den Krieg geschickt!‹ Und ich dachte dabei an meinen Vater. Erinnerst du dich, wie er eines Tages in der Uniform vor der Einjährigenschule stand? Übrigens, mein Vater: ich kann gar nicht mehr zu Hause essen. Er hat tausend Fragen. Immer will er wissen, ob man mit mir zufrieden ist. Ich muß ihm ganz genau von meiner täglichen Arbeit berichten. Er bildet sich ein, ich verfaßte Steuergesetze. Ich aber, weißt

du, was ich mache? Additionen und Divisionen und Multiplikationen mit Dezimalbrüchen.

Es ist nicht zum Aushalten! Ich möchte etwas anderes suchen. Aber wenn ich mit dieser Arbeit fertig bin, möchte ich so schnell wie möglich zu Hause sein. Es geht eine Straßenbahn um sechs Uhr zwölf und die nächste um sechs Uhr zwanzig. Oft kommt es vor, daß mir einer der beiden Alten noch etwas Gleichgültiges ganz langsam sagt – wenn ich unten bin, muß ich acht Minuten auf die Bahn warten. Diese acht Minuten sind länger als der ganze Tag.

Ich will die Straße nicht sehen, solange noch der Tag nicht ganz vorbei ist. Ich gehe nach Hause, ziehe mir das Neueste an, die besten Schuhe, das beste Hemd, dann spiele ich etwas, nur ein paar Melodien, die mir so im Gedächtnis geblieben sind, dann ist endlich der Abend da. Er kommt, während ich spiele, es scheint mir, daß ich ihn herbeirufe. Ich pfeife auf die ganze Erziehung, ich bin meinem Vater nur für das eine dankbar, daß er mir zur Musik verholfen hat.

Am Abend kann ich auf die Straße. Ich schäme mich, solange noch ein Stückchen Tag ist. Denn diesen Tag habe ich mit dem Amt angefangen, er ist verdorben, schmutzig, ich kann nichts mit ihm machen. Außerdem bin ich müde, wie nach einem Rückzug, nach einem Marsch von drei Tagen. Ich habe einen Hunger den ganzen Tag, als lebte ich in frischer Luft. Es ist der Hunger, der die Erschöpfung begleitet. Menschen im hohen Greisenalter, die den ganzen Tag im Bett liegen, haben auch so einen Hunger.

Schließlich könnte man sich abfinden mit jeder Tätigkeit, auch wenn sie sinnlos wäre. Das Militär war auch sinnlos. Aber man sah einen Vorgesetzten, er ersetzte den Sinn. Man wurde bestraft, belohnt, jeden Tag und jede Stunde. Man hatte einen Befehl, er ersetzte das Ziel. Im Amt aber siehst du nicht, wohin der Akt kommt, wozu er gemacht wird, für wen. Manchmal, ich muß es dir gestehen, packt mich irgendein dummer Ehrgeiz. Ich fange an, besonders schöne Buchstaben zu malen und vollendete Zahlen, ich schreibe an einem Akt eine halbe Stunde, ich könnte ihn in fünf Minuten fertig haben. Verstehst du das?«

»Ich verstehe«, sagte ich. »Ich glaube, der Krieg hat uns verdorben. Gestehen wir, daß wir zu Unrecht zurückgekommen sind. Wir wissen so viel wie die Toten, wir müssen uns aber dumm stellen, weil wir zufällig am Leben geblieben sind. Diese Straße und dieses Amt, die Steuern und die Post und der Tanz und das Theater und die Krankheit, das Elternhaus und alles andere – alles kommt uns so lächerlich vor. Wir können vielleicht nur noch zwei Sachen, die uns beweisen, daß wir lebendig

sind. Wir können gehorchen und befehlen. Aber lieber gehorchen als befehlen. Wir haben es als eine Art Gesellschaftsspiel getrieben. Denn da wir dem Tod geweiht waren, waren die militärischen Vorbereitungen für den Tod ja nur ein Spiel. Wir waren ebenso darüber hinaus, wie ernste Männer, die sich in der Eisenbahn die Zeit vertreiben wollen, über die Dominosteine erhaben sind, mit denen sie spielen. Aber es hat uns interessiert, das heißt, es hat uns abgelenkt. Heute denke ich, daß diese Welt, diese militärische Welt, die allerdings nur für Todgeweihte gut ist, eine sauber eingerichtete, bequeme Welt war. Sie ersparte uns das Leben, das Mühe bringt, Sorgen, das aus Plänen, Gedanken, Hoffnungen, Zusammenbrüchen besteht. Beim Militär gab es keine Hoffnung, keinen Plan, keine Gedanken. Um zwei Uhr dreißig mußt du zum Rapport erscheinen. Du weißt ganz genau, wie der Oberst aussieht, was er sagt, was er befiehlt, womit er dich straft. Es steht im Dienstreglement. Hat den Oberst der Schlag getroffen oder die Kugel, so steht dort der Major. Wenn er nicht da ist, der Hauptmann. Wenn niemand da ist, hast du dir selbst alles zu sagen, hast du alles zu tun, was für deinen Fall zutrifft. Wie herrlich ist diese Welt eingerichtet. Es gibt keinen Zweifel, keine Ungewißheit, kein Gewissen, keine Sorge. Gibt es kein Brot, so hungerst du. Fünfundzwanzig Zigaretten hast du im Tag. Um sechs Uhr früh wird marschiert. Um halb fünf Uhr weckt man dich. Um fünf Uhr bekommst du schwarzen Kaffee.«

»Hör auf!« rief Zipper. »Man könnte glauben, du rätst mir, wieder einzurücken. Es ist zu spät. Es gibt keinen Krieg mehr vorläufig.«

»Ich rate dir«, sagte ich, »eine Frau zu nehmen.«

»Soll ich mich verlieben?«

»Vielleicht sogar: dich verlieben. Auf jeden Fall hilft dir eine Frau. Sie hilft dir zu der Täuschung, daß du noch etwas in dieser Welt zu suchen hast. Sie will Kleider und Schuhe, eine Wohnung und Essen und manchmal ein Kind. Wenn du für etwas zu sorgen hast, bildest du dir leichter ein, du hättest auch für etwas zu leben.«

»Ich war ein einziges Mal verliebt«, sagte Arnold. »Wirklich verliebt. Kanntest du Erna Wilder? Sie war meine Nachbarin. Als Kinder trafen wir uns in der Früh, wenn wir zur Schule gingen, und wenn wir heimkamen. Ihre und meine Eltern hatten einmal eine Ferienreise gemacht. Wir waren in einem schlesischen Bad, wir bewohnten die gleiche Villa. Unsere Väter waren Geschäftsfreunde. Wilder ging es nicht glänzend, aber immerhin ging es ihm besser als meinem Vater. In jenem Bad konnten wir nur zwei Wochen bleiben, die Wilders blieben länger. Aber in der Erinnerung kommen mir diese zwei Wochen wie sechs vor – so viel habe

ich dort erlebt. Ich war fünfzehn Jahre alt, sie war dreizehn, glaube ich. Den ganzen Tag spielten wir zusammen, da waren wir fast im gleichen Alter. Es gab einen Berg, man nannte ihn ›Gloriette‹. Ein Serpentinweg führte hinauf. Unterwegs standen Bänke, Liebespärchen saßen dort. Bei Tag sahen wir sie nicht oder sahen an ihnen vorbei. Wir hatten Wichtiges zu tun. Hirschkäfer zu suchen, Eicheln zu sammeln, Schmetterlinge zu fangen. Wenn es aber dämmerte, verwandelte sich Erna. Gingen wir an einem Liebespaar vorbei, so drängte sie sich einen Augenblick an mich, lief dann weg, wartete, bis ich sie erreicht hatte, und lachte leise. Es war dunkel, ich wußte nicht mehr, wie sie aussah, wenn sie zu lachen anfang. Es schien mir, daß sie sich in eine fremde Frau verwandelt hatte, es war nicht ihre Stimme, sie lachte nicht so, wie sie bei Tag zu lachen pflegte. Dann wollte ich sie fassen, um zu fühlen, daß sie es noch ist, die dort im Finstern lacht. Ich greife geradeaus und fühle ihre Brust, bin erschrocken, ziehe die Hand zurück, da läuft sie davon.

Am nächsten Morgen treffen wir uns im Park, und es ist so, als ob gestern die Nacht gar nicht gewesen wäre. Wir suchen wieder Hirschkäfer.

Einmal sah ich, wie ein älterer Herr auf der Kurpromenade sie anschaut. Dann will sie wieder zurück, obwohl wir auf dem Weg zur Wiese waren. Sie sagt, sie möchte ein Konzertprogramm sehen. Vor dem Pavillon, wo die Musik spielt, steht der Herr, und Erna lacht. Er kneift ein Auge zu, sie wird rot. Ich glaube, daß ich mich in diesem Augenblick verliebt habe. Ich kann nicht mehr so mit Erna spielen. Ich versuchte immer, mit ihr in der Dunkelheit auf die ›Gloriette‹ zu gehen, ich brenne danach, noch einmal ihre Brust zu berühren. Aber es gelingt nie mehr wieder.

Einmal war Fest im Kursalon. Ich stand da und sah, wie sie mit Offizieren tanzte. Am nächsten Tag wurde sie von vielen Herren begrüßt. Sie war auch schon verändert. Sie hüpfte nicht mehr über die Straße wie gestern noch, sie ging wie eine Dame. Kam sie an einen Bach, in den sie früher oft mit den Schuhen gestiegen war, so blieb sie einen Moment stehen, ehe sie sich entschloß, ihm auszuweichen, die schmalste Stelle zu suchen. Dann mußte ich zuerst hinüber und ihr die Hand reichen. Ich liebte sie, ich hatte schlaflose Nächte. Dann fuhren wir weg. Ich war eifersüchtig, gekränkt, gedemütigt, ich haßte meine Eltern, weil sie kein Geld hatten. Ich träumte mir banale Geschichten zurecht. Ein Waisenhaus brennt, ich rette alle Kinder, mein Name steht in der Zeitung, sie kommt zu mir und bittet mich um Verzeihung und sagt: ›Du kannst meine Brust berühren, wenn du willst.‹

Dann, nach den Ferien, sah ich sie wieder. Wir sprachen aber nicht mehr miteinander, obwohl ich ihr oft nachging bis zum Haus und sie es gesehen haben muß.«

»Und was macht sie jetzt?«

»Man sagte mir, sie hätte sich im Krieg verlobt, die Verlobung sei dann zurückgegangen. Erna ist jetzt in der Schauspielschule, sie will Schauspielerin werden. Ich glaube, sie hat recht, wenn ich mich erinnere, wie sie in der Dunkelheit lachen konnte.«

»Wie lang habt ihr euch nicht gesehen?«

»Es werden zehn Jahre her sein. Ich weiß nicht, ob ich sie wiedererkenne.«

An diesem Abend begleiteten wir einander nicht mehr nach Haus. Es war eine kühle und neblige Nacht. Arnold verabschiedete sich sehr schnell. Es schien mir, daß er sich schämte.

Wir hatten so viel miteinander gesprochen, wir hatten uns eigentlich nichts mehr zu sagen. Er mochte fühlen, daß die Schweigsamkeit auf einem gemeinsamen Weg uns quälen könnte. Außerdem hatte er an eine alte Geschichte zum ersten Male nach Jahren gerührt. Tun wir es manchmal, so ist es, als hätten wir eine längst verstopfte Quelle wieder geöffnet und als müßten wir warten, bis der Strom sich besänftigt hat, der uns vorläufig bedrängt.

Vielleicht hatte Arnold den Wunsch oder die Sehnsucht, Erna wiederzusehen, und er wollte über den Weg nachdenken, auf dem er sie am besten treffen könnte. Vielleicht hoffte er, in ihr, mit ihrer Hilfe zumindest, seine Kraft und ein Ziel zu finden. Vielleicht war auch nur die Erinnerung an sie die schönste und leichteste Flucht aus dem schmalen Dasein, das er führte; und er wollte mit der Erinnerung allein sein, wie man auf einem Friedhof allein sein will.

Kapitel 1

Seitdem Arnold im Finanzamt war, besuchte er das Kaffeehaus eher aus Leidenschaft als aus Gewohnheit. Es gehörte zu seinen Erfüllungen und nicht mehr zu seinen Bedürfnissen. War er schon früher – und besonders, seitdem er aus dem Krieg zurückgekommen war – nicht fähig gewesen, einen Abend allein zu sein, so erfaßte ihn jetzt ein wahres Entsetzen vor der Einsamkeit. Nicht, daß er etwa die Sehnsucht gehabt hätte, in einer Gesellschaft zu leben. Er wollte nur im Kaffeehaus sitzen, nichts anderes als im Kaffeehaus sitzen.

Er hatte ein paar Bekannte, vielleicht ein paar Freunde. Es waren Schriftsteller, Maler, Musiker, Bildhauer. Ich kannte keinen genaueren Leser, kein gewissenhafteres Publikum, keinen eifrigeren Theaterbesucher, keinen frömmeren Hörer von Musik als Arnold. Für alle Künste interessierte er sich. Jenen, die sie ausübten, nahe zu sein gehörte zu seinen bescheidenen Freuden. Sicherlich beneidete er sie. Denn sie allein, so schien es ihm, hatten einen Sinn in ihrem Leben gefunden und besaßen ein Recht, dazusein, Geltung zu haben, Ansehen und Macht. Was sie sprachen, schien ihm so wichtig, daß er ihnen nur zuhörte, ohne sich an ihrem Gespräch zu beteiligen. Vielleicht fand er einen Trost darin, daß er ihre Abende teilte, obwohl seine Tage so ganz anders aussahen als die ihrigen. Vielleicht aber auch war er klüger, als ich glaubte, und er tröstete sich, wenn er die Künstler sah, damit, daß auch sie schließlich nicht von anderen Sorgen sprachen als alle Welt. Auch sie hatten kein Geld. Auch sie konnten keine Reisen machen. Auch sie spielten Tarock und Sechsendsechzig und Domino. Auch sie tranken Kaffee und tauchten ihre Kipfel ein.

Arnold spielte nicht, aber er sah gerne zu. Er war mit der Zeit manchen Spielern ein unentbehrlicher Kiebitz geworden. Man erholte sich einigermassen von den Aufregungen des Spiels, wenn man von den Karten aufblickte und Zipper ansah. Die ständige Schwermut seines Angesichts – deren Grund übrigens niemand wußte und wahrscheinlich nur ich allein verstand, weil ich das Haus Zipper kannte, also die Heimat dieser Schwermut –, seine unveränderliche Leidenschaft, den Wechsel von

Pech und Glück mitzuerleben, seine aufmerksame Schweigsamkeit, sein genauer Blick, der den Bewegungen und den Händen und den Karten immer folgte, mußte die Spieler ebenso beruhigen und zufriedenstellen wie einen Autor, der sein Werk vorliest, ein gespannter und mitgenommener Zuhörer. Es schmeichelte den Spielern, wenn Zipper ihnen zusah. Es war, als spendete er ihnen stillen Beifall. Wenn sie vom Spiel aufstanden, verließ Arnold nur zögernd den Tisch. Es tat ihm offensichtlich leid. Er fühlte sich leer. Er mußte jetzt zu einem anderen Tisch gehen, man spielte dort nicht mehr, man sprach nur, und ein Gespräch war lange nicht so übersichtlich. Außerdem war er an einem Tisch, an dem man nur sprach, mehr fremd als an einem, an dem man spielte. Denn verlangten die Gesetze des Kartenspiels geradezu einen Kiebitz, so waren die Gesetze einer Unterhaltung einem Außenseiter nicht hold. Arnolds hellhörige Empfindlichkeit erriet hundertmal die Frage, die sich viele stellten und die niemand aussprach: Was macht eigentlich dieser Zipper hier? Denn man wußte, daß er nicht malte, nicht schrieb und nicht komponierte, aber alle, die malten, schrieben und komponierten, kannten Zipper. Er beschäftigte sich nicht einmal mit der Politik, die ebenso wie die Tätigkeit in einer Redaktion jeden Gast in diesem Kaffeehaus heimisch machte. Dennoch gehörte Arnold in dieses Kaffeehaus und in kein anderes. Er ging unter den Schriftstellern herum – die immer auf der Jagd nach einem »Thema« waren – wie ein Romanstoff, der sich umsonst anbietet. Die Schriftsteller aber sind nicht geneigt zu glauben, daß ein Kiebitz literarisch brauchbar sein kann.

Sie gewöhnten sich an Zipper. Jeder hatte sich die Frage, was er eigentlich hier mache, schon so oft gestellt, daß er schließlich der Meinung war, er hätte schon eine Antwort auf sie gefunden. Es gefiel ihnen, einen Menschen in der Nähe zu haben, der nicht vom Fach war, aber dem Fach immerhin so nahe, daß man nichts übersetzen mußte, um ihm verständlich zu sein. Auch wenn sie sprachen, war er ihr Publikum. Und da sie mehr sprachen, als sie schrieben, war ihnen ein Leser, der zuhörte, von Nutzen.

Und Arnold hörte zu. Das Kaffeehaus lockte ihn jeden Abend, wie das Gasthaus einen Trinker, wie der Spielsaal einen Spieler. Er konnte nicht mehr leben ohne den regelmäßigen Anblick der kleinen, weißen, runden und der viereckigen grünen Tische; der dicken Säulen, die einmal in der ersten Jugend dieses Kaffeehauses seinen prunkvollen, majestätischen Charakter betont haben mochten, die heute schwarz von Rauch waren, gleichsam von jahrzehntelangen Opferbränden, und an denen Zeitungen hingen wie dürre Früchte in dünnen, gelben, klappernden Rahmen; der

dunklen Nischen, beschattet von Überkleidern an schwerbehängten Ständern; der Toilette im Korridor, vor der ein ständiges Kommen und Gehen war, vor der man Bekannte traf und begrüßte und vor der man, ohne zu merken, wie die Zeit verstrich, eine halbe Stunde stehen konnte; der blonden Kassierin am Büfett, die jeden beim Namen kannte und die den Stammgästen die Post verteilte, während sie Briefe und Karten, die für die gewöhnliche »Laufkundschaft« gekommen waren, in einer unpersönlichen, dienstlich kühlen Vitrine ausstellte; der Kellner, die niemals wechselten, niemals starben, niemals nach den Wünschen der Gäste fragten, sondern immer das Gewohnte brachten; der Karbidlampen, die um jene Zeit das Gas und die Elektrizität ersetzten und die aussahen wie gezähmte und zum Nutzen der Menschheit verwendete Irrlichter. Sie sangen übrigens – und auch diese Musik war Arnold unentbehrlich. Sie flackerten, wenn sie am Ende ihrer Kräfte waren, und warfen zackige Schatten um die Tische. Dann stieg ein Kellner auf Stühle und hauchte ihnen mit einem Blasebalg neues Leben ein. Fliegen summten, Karten klatschten, Dominosteine klapperten, Zeitungen rauschten, Schachfiguren fielen mit hartem Schlag auf Bretter, Billardkugeln rollten dumpf über gepolstertes Holz, Gläser klirrten, Löffel klangen, Schuhe schlurften, Stimmen murmelten, Wasser tropfte sentimental aus einem fernen, wie geträumten Hahn, der sich niemals schloß – und über allem sangen die Karbidlampen. Manchmal glich das Kaffeehaus einem Lager überwinternder Nomaden, manchmal einem bürgerlichen Speisezimmer, manchmal einem großen Wartesaal in einem Palast und manchmal einem warmen Himmel für Erfrorene. Denn es war warm, es war eine animalische Wärme, unterstützt von glimmenden Kohlen in drei breiten Öfen, durch deren Gitter es rötlich schimmerte und die aussahen wie Eingänge zu einer Hölle, die nichts Schreckliches hat. Erst wenn Arnold dieses Kaffeehaus betrat, war er seinem Tag endgültig entronnen. Hier erst begann seine Freiheit. Denn obwohl die Drehtür sich unaufhörlich bewegte, konnte Arnold doch sicher sein, in diesem Kaffeehaus keinen Menschen zu finden, der ihn an seine Arbeit oder an eine Arbeit überhaupt erinnerte. Nicht an seine Arbeit, nicht an das Viertel, aus dem er kam, nicht an die Freunde seines Vaters konnte hier irgend etwas gemahnen. Nur dünne, gelbe Vorhänge verhüllten die Straße an den Fenstern. Aber diese Vorhänge waren so dicht, daß man glauben konnte, selbst Steine und Schüsse würden an ihnen wirkungslos zurückprallen. Diese Welt hatte nichts mit der bitteren und nüchternen des Tages zu tun. Auch wenn die Sonne noch am Himmel stand, hier hatte sie nichts zu suchen.

Nur ein Theater oder ein Konzert konnte Arnold veranlassen, nicht etwa überhaupt einen Abend das Kaffeehaus nicht zu betreten, sondern um elf Uhr zu kommen statt wie gewöhnlich um sieben Uhr.

Die Liebe zum Theater hatte Arnold, wie manches andere, vom alten Zipper geerbt. War aber der alte Zipper mit Vorliebe zu Operetten gegangen, so zog der junge der Unterhaltung die Kunst vor. Hatte der alte Zipper seine Freikarten den Beziehungen zum Kassierer zu verdanken gehabt, so bekam der junge die Plätze unmittelbar vom Regisseur. Hatte sich der Alte für den Zauber der Kulissen interessiert, für den Mechanismus der Bühne, so verfolgte der Junge die Bemühungen der Regie und der Schauspieler.

Wenn Arnold mit Leidenschaft das Theater besuchte, so tat er es nicht etwa, weil er sich vorstellte, er selbst stünde auf der Bühne. Er war nicht so kindisch und nicht einmal in Träumen ehrgeizig. Er wollte nur die Luft des Theaters atmen, wie er ins Kaffeehaus kam, nicht um Karten zu spielen, sondern um die Luft des Kaffeehauses zu atmen. Er war Publikum mit genauer Fachkenntnis. Wenn er einen Schauspieler kennenlernte, fühlte er den Zwang, ihn spielen zu sehen. Sah er einen Schauspieler auf der Bühne, so mußte er ihn kennenlernen. Kannte er einen Autor, so mußte er ihn lesen. Las er ein Buch, so wollte er den Autor sehen. Sprach er mit einem Maler, so besuchte er ihn im Atelier. Diese seine Neigungen und Leidenschaften waren fast wissenschaftlich. Mehr als ein gedrucktes Buch interessierte ihn ein Manuskript, mehr als ein vollendetes Werk ein unfertiges, mehr als der verarbeitete Gegenstand die Veranlassung und die Ursache der Arbeit, mehr als das Porträt das Modell. Es schien, als suchte seine unglückliche Natur zu erfahren, wie es »gemacht würde«. Denn er besaß die Gabe der Empfindung wie ein Schöpfer, das Interesse für das Handwerk wie ein Berufener. Aber er konnte nichts hervorbringen. Er lebte wie in einem Angsttraum, wenn man rufen will und nicht kann. Da er so eifrig forschte, wußte er vieles aus dem Privatleben seiner Lieblinge. Trotzdem war er nie zudringlich. Denn sein Eifer hatte die wissenschaftliche unpersönliche Kühle. Auch war er verschwiegen wie ein Gelehrter, der die Ergebnisse seiner Forschungen aufbewahrt bis zu dem Tag, an dem er mit ihnen seine Theorie aufzubauen gedenkt.

Da ich Arnolds Interesse für das Theater kannte, wunderte ich mich nicht darüber, daß ich ihn schon an einigen Abenden nicht im Kaffeehaus gesehen hatte. Er muß noch vor dem Theater da gewesen sein, dachte ich. Wahrscheinlich treten in dieser Woche Schauspieler auf, die ihn interessieren. Wahrscheinlich ist er eingeladen worden.

Als er aber länger als eine Woche ausblieb, wurden selbst die Spieler unruhig. Arnolds tragische Schweigsamkeit fehlte ihnen. Für wen spielten sie noch? Jedesmal, wenn ich an einem Tisch vorbeiging, hielt mich einer am Rock fest und fragte: »Wo bleibt Zipper so lange?« Auch ich fragte. Die Kellner hatten ihn nicht gesehen, die Kassierin auch nicht. Ja, am Büfett lag Post für ihn, die er nicht abgeholt hatte.

Ich war schon lange nicht bei den Zippers gewesen. Es war Winter, ich wußte, daß sie nicht heizten.

Oh, ich kannte diese Winter im Hause Zipper! Da saß der Alte im Winterrock, die Frau Zipper hatte nach der Art der Bäuerinnen ihrer Heimat einen Schal kreuz und quer um den Körper geschlungen, die Fensterscheiben waren trüb, kleine Wässerchen rannen an ihnen herunter, sie waren nicht wie aus Glas, sondern wie aus trübem Wasser, aus den Mündern der Menschen kam ein grauer Hauch, ihre Hände waren rot, ihre Finger geschwollen, eine tote Fliege klebte hier und dort in einer Ecke, das Licht war aus unbekannten Gründen grünlichgrau, die Wohnung erinnerte an eine Art Meeresgrund, an eine Art Bassin, an ein Aquarium. Der Abend fiel früher in diese Wohnung, als er von Rechts und Natur wegen sollte. Waren die Lampen angezündet, so brannten sie in einem grauen Nebel, man sah ihren Kern nicht, sie erinnerten an Mitternachtssonnen. Der alte Zipper schneuzte sich fortwährend. Er hatte einen Rachenkatarrh seit seiner ersten Jugendzeit. Ich erinnere mich, daß er Jahr für Jahr davon gesprochen hatte, nach Kudowa zu fahren. Da aber auch sein Magen nicht ordentlich arbeitete, schwankte der alte Zipper, ob er nicht doch lieber nach Karlsbad fahren sollte. Es kam ihm nicht in den Sinn, daß er nirgends hinfuhr, weil er kein Geld besaß. Er bildete sich ein, er bliebe zu Hause, weil er zwei Übel habe, von denen jedes einen anderen Kurort verlange. Er krächzte, räusperte sich, trank Sliwowitz und hustete.

Als ich diesmal die Wohnung der Zippers betrat, sah ich, daß der Alte den Schal seiner Frau trug. Er war ein bißchen krank, er konnte seinen bescheidenen Geschäften nicht mehr nachgehen. Ein Glück, daß Wandl heil aus dem Krieg zurückgekommen war und die Miete für den »Salon« bezahlte. Sie war jetzt Zippers einzige Einnahme. Er traktierte mich mit Weichselschnaps und Tee. Er wurde warm, er sprach viel, er war sogar optimistisch. Hörte man ihm zu, so konnte man glauben, er ginge einem glücklichen, sorglosen Greisenalter entgegen. Arnold war gut versorgt. Während eine Million junger Männer brotlos umherirrte, saß er an einer Stelle, auf der man wachsen und gedeihen konnte, eine Pflanze in einem gut placierten Blumentopf. Nichts konnte mehr in seinen Weg kommen.

Er war nicht einmal nur Vertragsbeamter. Er war ausnahmsweise schon mit Dekret angestellt. Er war auch schon seit einigen Tagen nicht zu Hause gewesen.

Um ihn nicht unruhig zu machen, log ich, daß ich Arnold erst vorgestern im Kaffeehaus gesehen hätte. Warum vorgestern? – Es schien mir, daß ich weniger log, wenn ich eine vorgetäuschte Unterredung vor einer längeren Zeit stattfinden ließ.

Ich wußte aber schon, daß Arnold etwas zugestoßen war. Oh, kein Unglück, keine Katastrophe! Denn in dem Leben der Zippers hatten die Schicksale keine ursprüngliche und plötzliche Kraft. Sie hatten die langsame, langweilige Tätigkeit der Bohrwürmer. An dem grauen Himmel, der sich über den Zippers wölbte, entluden sich keine Gewitter. Sie zogen sich nur an ihm zusammen. So eine zaghafte Wolke fühlte ich jetzt herannahen. Ich sprach aber nicht von ihr. Ich tat so, als wäre es heller Sonnenschein.

An diesem Abend wollte ich Arnold im Kaffeehaus erwarten.

Es schien mir, daß es nicht mehr so aussah wie immer. Arnold Zipper fehlte. Alle, die sich so oft im stillen gefragt hatten: Was macht eigentlich dieser Zipper hier?, fragten heute laut: »Warum ist Zipper nicht da?« Er fehlte den Spielern wie den Sprechern. Einige standen früher von den Spieltischen auf, weil die ermunternde düstere Zustimmung Arnolds ihnen mangelte. Einige Beredte schwiegen heute, weil gerade jener Zuhörer ausblieb, den sie immer übersehen hatten, wenn er da war. In der Symphonie der Gesichter, der Geräusche und der Stimmungen, die den Wert des Kaffeehauses ausmachten, fehlte das Gesicht Arnolds, seine Schweigsamkeit und sein tragischer Schatten. Die Polizeistunde nahte heran, und Arnold kam nicht. Am nächsten Tag ging ich ins Amt. Einer von seinen Kollegen sagte mir, Herr Zipper hätte sich krank gemeldet und wäre schon einige Tage ausgeblieben. Ich glaube, es war Herr Kranich, der es mir sagte. Ich glaube auch, daß er es mit jener hämischen Kälte sagte, die vielen unglücklichen Staatsbeamten nach fünfundzwanzigjähriger Dienstzeit eigen ist.

Auch in seiner Wohnung war Zipper nicht. Daß er nicht krank war, wußte ich sofort. Sollte er plötzlich nach Brasilien gefahren sein? So plötzliche Entschlüsse entsprachen nicht seiner Langsamkeit. Ein Zipper beging keine Gewaltstreiche. Wo sollte ich ihn suchen?

Ich gab mir selbst eine Frist von acht Tagen. Ich fand mich vorläufig damit ab, daß Arnold nicht da war. Ich löschte ihn aus der Liste der Lebenden aus und tat so, als wäre er nie dagewesen. Ich beschloß, erst nach acht Tagen wieder an ihn zu denken.

Aber die acht Tage waren noch nicht verstrichen, als ich Zipper traf. Es war um die Mittagszeit. Ich kam ins Kaffeehaus, um nachzusehen, ob ein Brief für mich gekommen wäre. Da saß Zipper, in einem Winkel, fast verborgen, und schrieb offenbar an einem Brief. Er sah mich noch nicht. Ich beobachtete, wie er den Mund halb geöffnet hatte, wie ein Schlafender oder wie ein Kind. Sein Kopf lag tief über dem Papier, auf dem er schrieb. Er schrieb nicht fließend. Er schien nachzudenken oder Pausen zu machen, in denen er einem Zug fremder Gedanken nachsah, wie man Vögeln nachsieht, die am Horizont dahinschweben. Obwohl er seine Augen auf mich gerichtet hatte, sah er mich nicht.

»Guten Tag, Arnold!«

Er legte den Ellenbogen auf das Papier, erinnerte sich, daß er sich durch diese Bewegung verraten hatte, zog den Arm zurück, tat, als ob er etwas Gleichgültiges geschrieben hätte, und rückte zurück, um mir Platz zu machen. Ich setzte mich aber nicht.

»Wo steckst du?«

»Ich arbeite so viel.«

»Du bist aber doch krank gemeldet im Amt?« »Ach, so, du warst dort, freilich – –! Ich arbeite etwas anderes.«

»Warum kommst du nicht mehr am Abend hierher?«

»Weil ich müde bin. Es langweilt mich auch schon. Ich mag nicht.«

»Wollen wir zusammen essen?«

»Wenn du mich einlädst.«

»Willst du nicht den Brief zu Ende schreiben?«

»Das hat Zeit!«

»Ist er nicht sehr wichtig?«

»Doch, er ist sehr wichtig!«

»Dann schreib ihn lieber!«

»Ich kann aber nicht mehr.«

»Warum gehst du nicht ins Amt?«

»Ich halte es nicht mehr aus!«

Arnold packte den Brief ein, er faltete ihn viermal zusammen und legte ihn in die Briefftasche. Auf der Straße sagte ich:

»Wenn dich jemand sieht?«

»Das wäre mir recht.«

»Willst du denn aus dem Amt weg?«

»Eigentlich nicht. Aber ich wünsche, daß man mich zwingt, es zu verlassen. Es wäre mir lieb, wenn jetzt der Hofrat Kronauer zum Beispiel vorbeiginge. Ich habe nicht die Kraft wegzugehen. Ich erwarte ein

Malheur. Es steht in meiner Macht, es heraufzubeschwören, aber ich habe nicht die Kraft dazu.«

In diesem Moment sah ich von ferne den Hofrat Kronauer vorbeigehn.

Ich ergriff Arnold beim Arm:

»Du, der Kronauer!«

»Wo?« rief Arnold. Im nächsten Augenblick stand er schon verborgen in einem Haustor.

Ich zog ihn wieder heraus, wie aus einer Schublade.

»Warum hast du dich versteckt?«

»Ich weiß nicht.«

Wir aßen schweigend. Nach dem Essen sagte Arnold: »Heute gehe ich wieder ins Amt. Am Abend komme ich ins Kaffeehaus.«

Ich erwartete ihn am Abend. Er kam nicht.

Man fragte nicht mehr so dringend nach ihm. Man schien sich zu gewöhnen. Die Spieler blieben wieder länger an ihren Tischen. Die Sprecher begannen wieder, ihre Vorträge zu halten. Irgendein leerer, aber unbestimmter Platz füllte sich wieder. Ein Loch, das Arnold gelassen hatte, verschwand in der immer dichterem, schöpferischen, sich selbst nachzeugenden Atmosphäre.

Plötzlich erschien Arnold. Es war gegen Mitternacht. Man rüstete schon zum Aufbruch. Ein paar Tische lagen schon im Schatten. Die flackernden Karbidlampen blies man nicht mehr aus. Es waren so wenig Menschen da, daß der Eintritt Arnolds ein dreifach starkes Aufsehen hervorrief.

Man rückte die Stühle weg. Alle umringten ihn. Es war, als wenn er von einer langen Reise zurückgekommen oder von einer langen schweren Krankheit aufgestanden wäre. Die Kellner standen im Hintergrund, schon bereit, Arnold zu beglückwünschen, nachdem er mit seinen Freunden fertig geworden war.

Diese Begrüßung freute Arnold, wie jedes Ereignis, das ihm bewies, daß er für jemanden einen Wert hatte, und sei es auch nur den Wert eines Zuschauers. Er, der immer am Rande stand, befand sich für einige Minuten in der Mitte. Jener Teil seiner Persönlichkeit, der das Schauspielerische, das nie entladene, schlummernde, leidende Schauspielerische enthielt, wurde geweckt und aktiv. Fünf Minuten lang stand Arnold auf der Bühne. Er spielte und verbeugte sich gleichzeitig. Nichts rührte mich so sehr wie dieser kurze Auftritt, der die entscheidenden Momente einer ganzen Rolle und eines ganzen Abends enthielt.

Kapitel 12

Die Stammgäste begrüßten ihn so herzlich, nicht etwa, weil sie sich über seine Wiederkunft aufrichtig freuten, sondern weil seine Heimkehr ein Ereignis war. Ihr Leben war arm an Ereignissen. Die Stammgäste saßen im Kaffeehaus wie Belagerte in einer Festung. Nichts aus der Welt gelangte zu ihnen, keiner von ihnen erreichte die Welt. Sie hätten sich ebenso gefreut, wenn sie in diesem Augenblick nicht Arnold wiedergesehen, sondern wenn sie etwa erfahren hätten, daß er Selbstmord begangen habe. Sie mochten ahnen, daß etwas Wichtiges, etwas Geheimnisvolles in sein Leben getreten sei. Denn sie hatten es noch niemals gesehen, daß jemand aus einem gleichgültigen Grund länger als eine Woche aus dem Kaffeehaus weggeblieben wäre.

Es war wirklich eine wichtige Veränderung mit Arnold vorgegangen: er hatte Fräulein Erna Wilder getroffen.

Natürlich erzählte er das nicht bei Licht. Arnold Zipper sprach von ihr – und überhaupt, wenn er ein Geständnis abzulegen hatte – nur in der Nacht, wenn wir nach Hause gingen. Er erzählte nicht die ganze Wahrheit. Er sagte nur, nachdem wir eine halbe Stunde schweigsam nebeneinander gegangen waren, und während ich fühlte, wie er nach einem passenden Anfang suchte – er sagte nur:

»Ich habe Erna Wilder getroffen.«

Getroffen war ein falsches Wort. Arnold hatte sie aufgesucht, wie ich später erfahren sollte. Da sie die Wohnung ihrer Eltern vor einem Jahr verlassen hatte, mußte sich Arnold in der Schauspielschule erkundigen. Man gab ihm nicht ihre Adresse. Er wartete also vor der Schule, wie ein verliebter junger Mann es tut. Er sah sie herauskommen. Er ging ihr nach, bis sie ihr Haustor erreicht hatte und von ihrer Begleitung Abschied nahm. Bevor sie die Treppe hinaufstieg, grüßte Zipper und fragte, wie es ihr gehe.

Das alles erfuhr ich aber erst später. Vorläufig begnügte sich Arnold mit der Mitteilung, daß Erna ein »netter, sympathischer Mensch« geworden sei. Sie hätte sich stark verändert seit dem Sommer im schlesischen Kurort. Das sei schließlich kein Wunder.

Auf solche allgemeine Mitteilungen beschränkte sich Arnold.

Ich fragte ihn nur, ob er jetzt wieder ins Amt gehe. Er sagte, daß er seit drei Tagen wieder arbeite, daß er aber noch keineswegs entschlossen sei, dort zu bleiben, Staatsbeamter zu sein und auf »die Welt« zu verzichten.

Immerhin schien es mir, daß Arnold, ob er im Amt blieb oder nicht, verliebt sei. Das heißt: daß er sich in einem Zustande befinde, den man seit Jahr und Tag Verliebtheit nennt.

Er war es zum ersten Male in seinem Leben. Ich wunderte mich darüber, weil er keine Veranlagung hatte, sich zu verlieben. Er brachte sozusagen in die Liebe nicht die geringste Voraussetzung mit. Wenn sein Verstand nicht besonders scharf und auf der Hut war, so war sein Temperament doch nicht stark genug, ihn zu betäuben. Wenn Arnold auch sentimental von Natur war, so besaß er doch Geschmack genug, die Sentimentalität zu bekämpfen. Wenn er auch empfindlich und imstande war, einem fremden Einfluß, einem Reiz, einer Stimmung zu unterliegen, so war er doch den Frauen im allgemeinen gegenüber zu gleichgültig, als daß es möglich gewesen wäre, daß er einer verfiel. Ich hatte schon längst beobachtet, daß Arnold einer der wenigen Männer war, die in der Gesellschaft von Frauen ihre Haltung nicht veränderten. Die Spieler interessierten ihn mehr. Die Frauen machten gerade noch so viel Eindruck auf ihn, daß er feststellen konnte, sie gehörten nicht zum männlichen Geschlecht. Damit war alles für ihn erledigt. Er glaubte zu wenig an sich, um eitel zu sein wie alle andern Männer. Denn auch um sich zu verlieben, muß man ein wenig eingebildet sein.

Ich kam schließlich zu dem Ergebnis, daß Arnold sich aus Verzweiflung verliebt hatte, ähnlich wie einer, dessen Natur sich gegen den Alkohol sträubt, aus Verzweiflung ein Trinker wird. Um aus der monotonen Tragik, in der er lebte – aus der er beinahe bestand –, in eine bewegtere zu gelangen, mußte er nach einem altbewährten dramatischen Mittel suchen. Wahrscheinlich war er sich nicht darüber klar, während er es tat. (Aber auch, wenn man selbst die Gründe seiner Tat nicht kennt, so sind sie doch ihre Gründe.) Arnold hatte nichts anderes getan, als was ich ihm vor einigen Wochen gesagt hatte. Unfähig, wie er war, eine Frau zu finden, kam er auf den bequemen Ausweg, sich an eine zu erinnern, die er vor zwölf Jahren gefunden hatte. Zu gleichgültig, vielleicht auch zu faul, um eine zu wählen, kehrte er zu einer zurück, von der er glaubte, sie wäre ihm schon bekannt genug und ersparte ihm die Arbeit einer Wahl. Zu schwach, eine neue zu erleben, weckte er eine alte wieder auf. Es war sein Schicksal, kein Zweifel. Sah er sich schon einmal gezwungen, aus dem törichten Gleichmut in eine Leidenschaft zu fliehen, so suchte er

nach der bequemsten aller Leidenschaften: derjenigen, in der man schon heimisch ist. Nachdem ich diese Erklärung aufgestellt hatte, blieb mir nichts anderes übrig, als Erna kennenzulernen.

Er brachte sie in eine kleine Gesellschaft von Literaten. Sie war zu klug, um selbst etwas Gescheites zu sagen – was sie bestimmt gekonnt hätte –, deshalb schwieg sie. Aber zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um andern zuzuhören, und in der Angst, zu verraten, daß sie nur an sich denke, spielte sie eine meisterhafte stumme Szene, während der jeder Zuschauer geschworen hätte, daß ihr unermüdliches, nervöses Gehirn an den Sätzen arbeite, die gesprochen wurden. Ich erinnerte mich an ähnliche Szenen, die ich selbst gespielt hatte, in der Schule, wo mir daran gelegen war, die Achtung des erklärenden Lehrers zu gewinnen, zugleich aber keine Zeit für das Zuhören zu verschwenden. Ich mußte an wichtigere Dinge denken, nämlich an diejenigen, die mich selbst angingen. Zu der Meisterschaft, die Fräulein Erna besaß, hatte ich es freilich nie gebracht. Denn sie konnte nicht nur sich selbst hingegen sein, während es so aussah, als wäre sie dem Gespräch hingegen! Nein! In einem ganz bestimmten Augenblick, in dem sie fühlte, daß sie nicht länger schweigen dürfe, um nicht erkannt zu werden, gelang es ihr, dem Gespräch durch einen einzigen Satz eine neue Wendung zu geben. Jetzt hatte sie es dazu gebracht, daß alle eine Viertelstunde die Frage diskutierten, die sie aufgeworfen hatte. Eine kostbare Viertelstunde für sie: denn eine Viertelstunde, in der sie wieder an sich denken konnte.

Es waren einige Männer am Tisch, die sie eben kennengelernt hatte. Nach einer geraumen Zeit, als wir müde von den fruchtlosen und anstrengenden Gesprächen, die uns Fräulein Erna aufgegeben hatte, anfangen, Scherze zu machen und menschlich zu sein, nannte sie alle bei Namen. Sie hatte sich die Namen gemerkt. Sie hielt es nicht mehr der Mühe wert, die Anrede Herr zu gebrauchen. Sie behandelte uns bereits wie ihre Kollegen, die jungen Schauspieler. Sie heuchelte eine Kameradschaft, weil es die leichteste Art war, herzlich zu erscheinen, freimütig, redlich und einfach. Sie gab sich burschikos – was jeden überzeugen mußte, daß sie aufrichtig sei. Sie benahm sich wie ein Junge. Daraus schloß man, daß sie bequem zu behandeln wäre. Sie war aufgeräumt. Das erweckte den Glauben an ihr Temperament. Sie ließ sich einen groben Witz gefallen, sie rief ihn sogar hervor – und sie schien erhaben über alle Vorurteile. Sie zollte Schauspielerinnen, von denen man sprach, eine scheinbar aufrichtige Anerkennung; und wir hielten sie für neidlos. Sie machte sich lustig über das Theaterspielen. Deshalb glaubte man, sie hätte keinen Ehrgeiz. Sie ließ die Meinung eines jeden gelten. Deshalb

meinte man, sie wäre gerecht. Sie fragte sogar den und jenen nach seiner Meinung; und der und jener fühlte sich geschmeichelt. Wenn sie sprach, wurde sie schön. Eine braune Röte kam in ihr Gesicht, ein goldener Glanz in ihre braunen Augen, sie bewegte den kleinen Kopf mit so kunstvoller Heftigkeit, daß ihre Haare in geregelter Wirre in ihre Stirn fielen und an ihrer Heiterkeit teilnahmen. So fand sie oft Gelegenheit, ihre empfindliche Hand, die ein eigenes Gehirn zu haben schien, an das Haar zu führen – eine Bewegung, die jede Frau schön macht. Denn es ist eine intime Bewegung. Sie ist wie der Beginn einer Entkleidung.

Ich zweifelte nicht daran, daß Arnold sie liebte. Aber ich zweifelte auch nicht daran, daß er ihr vollkommen gleichgültig war. Die Vertraulichkeit, mit der sie ihn behandelte, war um einige Grade wärmer als die, mit der sie die andern auszeichnete. Von ihm erwartete sie, daß er ihr in den Mantel helfe, daß er ihr einen Bleistift leihe, daß er ihren Spiegel halte, daß er ihr Taschentuch aufhebe, daß er sie nach Hause führe. Und niemals sah ich Arnold glücklicher. Wie gut wußte sie, daß er – wie die meisten Männer – sich einbildete, die kleinen Dienste, die man von ihm verlangte, kündigten eine teure Belohnung in der Zukunft an; daß ein schneller Blick, den sie mit ihm tauschte, auch ein Einverständnis bedeutete, obwohl es in Wirklichkeit nur ein Blick war, der ihn kontrollierte.

Wozu aber bedurfte sie seiner? Er war ein Finanzbeamter und ein Kiebitz, ohne Geld, ohne Macht und ohne Aussichten. Wenn sie überhaupt einen Mann brauchte, so durfte es nicht Arnold sein, der sie hemmte. Warum ließ sie ihn nicht wissen, daß er ihr gleichgültig war? Ich wußte es erst später. Ich sah, daß sie nicht nur nach Helfern für ihre Karriere suchte, sondern auch nach Dienern, die sie nicht zu entlohnen brauchte.

Arnold veränderte sich in der nächsten Zeit. Er ahnte noch nicht, was ihm bevorstand. Vorläufig wurde er selbstbewußt. Er litt nicht mehr an dem Glauben, daß er überflüssig in der Welt sei. Er mischte sich in das Gespräch derjenigen, denen er bis jetzt nur mit Achtung zugehört hatte. Er beteiligte sich sogar am Spiel. Es schien, daß er aufhören wollte, ein Kiebitz zu sein.

Sein Amt gab er auf. Er meldete sich krank und schrieb dann einen Brief an den Hofrat Kronauer, in dem er mitteilte, daß er auf die Laufbahn eines Staatsbeamten verzichten müsse. Es war jener Brief, den er vor einigen Wochen angefangen hatte zu schreiben, als ich ihn im Kaffeehaus traf. Er suchte jetzt nach einer privaten und, wie er sagte, »provisorischen« Stellung. Da er keine fand, gab er sein Zimmer auf und zog wieder zu seinen Eltern. Mit der Festigkeit, die man aufbringen

kann, wenn man verliebt ist, erklärte er seinem Vater, daß er kein Beamter sein wolle.

Dem armen alten Zipper half seine ewige törichte Einbildung, daß alles, was seinem Sohn Arnold zustoße, von Nutzen sei. Hatte Arnold eingesehen, daß er nicht im Amt bleiben könne, so war es ein Beweis dafür, daß man dort nicht weiterkommen konnte. Schien es Arnold an der Zeit, sich zu verlieben, desto besser. Daß aber Arnold nicht mehr ins Amt ging, eben weil er verliebt war, wußte der alte Zipper nicht. Seine Einfalt bestand vor allem in seiner Unfähigkeit, die klarsten Ursachen der Ereignisse zu erkennen. Er glaubte, daß Arnold so dachte wie er selbst. Konnte es etwas anderes sein als die Aussichtslosigkeit, jemals nach Verdienst behandelt zu werden, was seinen Sohn veranlaßte, eine so gute Stellung aufzugeben? – Nein! – Also hatte Arnold recht.

Eine Frau, in die Arnold sich verlieben konnte, mußte eine außergewöhnliche Frau sein. Und der alte Zipper brannte danach, sie zu sehen. Er erinnerte sich ihrer noch aus dem schlesischen Bad und war aus dem Gedächtnis verliebt.

»Nicht wahr«, sagte er, »sie ist blond?« Denn die Blonden gefielen ihm.

»Nein«, erwiderte Arnold, »sie ist braun.« Er wollte nicht schwarz sagen.

»Aber ich erinnere mich doch deutlich, daß sie helle Augen hat?«

»Ja«, sagte Arnold, um nachzugeben, »wenn sie lacht, werden ihre Augen allerdings hell.«

»Sie muß aber doch schon groß und stark geworden sein?«

»Sie ist klein und zart geblieben.«

»So, so«, sagte Zipper, »die Mode will es heutzutage, daß die Frauen zart sind. Will sie denn wirklich eine Schauspielerin werden?«

»Ja, warum denn nicht?«

»Da könnt ihr aber doch gar nicht heiraten?«

»Das muß ja nicht sein! Wer spricht denn vom Heiraten?«

»Freilich, das muß nicht sein!« bekräftigte der alte Zipper, der schon immer für die Lockerung der Sitten gewesen war. Er war kein Reaktionsnär, er ging mit der Zeit.

Einigemal kam Fräulein Erna in das Haus der Zippers. Weshalb denn nicht? Sie stammte aus einem ähnlichen Haus, sie war im Begriff, es zu verlassen. Sie haßte die täppische Zärtlichkeit ihres Vaters, den kleinbürgerlichen Hochmut ihrer Mutter, ihre stete Empfindlichkeit, die Szenen, die sie dem Mann machte, wenn er einmal mit zu geringen Geschenken

von einer Reise kam, ihre wachsame Furcht, man könnte ihr gegenüber nicht »aufmerksam« genug sein.

Wie aus diesem Haus am schnellsten fliehen? – Fräulein Erna erfand die »innere Berufung«, der kein gutmütiger Vater und keine eitle Mutter widerstehen können. Und es zeigte sich in der Folge, daß sie gescheit genug war, um sogar Talent zu haben. Nichts ist unmöglich.

Schon führte sie das »eigene Leben«, das sie sich immer gewünscht hatte. Niemandem mehr Rechenschaft geben über den Verlauf des Tags, wenn man spät in der Nacht in sein Zimmer kam. Nicht mehr tausend gleichgültige Fragen hören, dieman der Wahrheit gemäß beantworten könnte – so harmlos sind sie – und auf die man doch mit einer Lüge erwidert, nur weil man dem Fragenden die Wahrheit nicht gönnt; den tausend Verwicklungen entgehen, die dadurch entstehen, daß man morgen vergißt, was man heute gesagt hat; dieser törichten und zudringlichen Neugier der Mutter entrinnen, die an der Jugend der Tochter ihre eigene Jugend wieder aufwärmen will; diesem lächerlichen Stolz des Vaters, den sein Glaube an die starke Persönlichkeit der Tochter nicht hindert, sie wie ein ahnungsloses Kind zu behandeln.

Jetzt kam Erna nach Hause, wann sie wollte. Der Beruf, für den sie sich vorbereitete, reichte in eine so ferne Welt hinüber, daß ihre Eltern es aufgaben, etwas zu erfahren. Das war kein Mädchenlyzeum, das die Mutter auch besucht hatte. Das war »die Bühne«, die nach Sünde roch, fernen unbekannten Reichtümern, einem Glanz, der einen Untergang begleitet oder ein großes Glück – beides so fern von allen bürgerlichen Möglichkeiten, daß man sich fast über das Glück nicht freuen, den Untergang nicht beklagen kann. Diese Welt, für die Erna jetzt rüstete, lag außerhalb der Kontrolle ihrer Eltern. Sie selbst war schon ihrer Macht, ihrer Liebe, ihrem Stolz und ihrer Torheit entgangen.

Weil sie klug war, fürchtete sie nichts so sehr wie ihren eigenen unbewußten Rückfall in eine der tausend häßlichen Formen ihrer Heimat. Sie beobachtete sich unaufhörlich, aus Furcht, an sich selbst eine Ähnlichkeit mit ihrer Mutter zu finden. Vor Fremden log sie ihre Eltern in einfache Menschen ohne Ansprüche um. Sie fand diesen Ausweg glücklich – der andere nämlich, sein Haus als vornehm auszugeben, war schon zu banal und jeder kleinen Schauspielerin geläufig.

»Wenn man aus einem so einfachen Haus kommt wie ich –«, sagte sie häufig, auch wenn es vollkommen überflüssig war. Am liebsten wäre es ihr gewesen, die Welt glauben zu machen, ihr Vater sei ein Analphabet und ein armer Holzhacker. Es war nach der Revolution Mode bei der Jugend, die sich mit Literatur und Kunst befaßte und gerne dem Proletariat

nahesein wollte, weil es eine kurze Zeit siegreich aussah, seine Abstammung nach unten zu verlegen. (Ich kannte den Sohn einesreichen Juweliers, der behauptete, sein Vater wäre ein Uhrmacher.)

Das schien Arnold nicht zu merken. War sein Vater nicht imstande, Ursachen und Wirkungen zu erkennen, so war es Arnold nicht gegeben, Lügen von Wahrheiten zu unterscheiden. Welchem Liebenden ist es übrigens möglich?

Kapitel 13

In der nächsten Saison gelang es Erna, eine kleine Anstellung an einem kleinen Theater in Breslau zu bekommen. Sie wußte genau, daß es nicht der Weg zum Ruhm war, sondern der Kampf gegen die Gefahr, den Willen zu verlieren. Sie wußte, daß sie Feindschaft, Neid, Bosheit, Entmutigung erwarteten und niemals ein Trost, niemals ein Wort, das ihr den Glauben wiedergeben würde, niemals eine Anerkennung, niemals die Liebe eines Mannes ohne Eigennutz. Deshalb willigte sie ein, daß Zipper sie begleite. Er, im ersten Jubel, fragte sie, ob sie seine Frau werden wolle.

Sie wollte.

Es war mir damals nicht verständlich. Er wäre ihr bis ans Ende der Welt gefolgt, ohne ihre Liebe dafür zu verlangen. Es war mir unverständlich, daß eine Frau wie sie etwas kaufte, was sie umsonst hätte haben können. Später erkannte ich, daß sie für seine Treue, seine Arbeit, sein Leben und vielleicht sein Glück – denn er hätte auch glücklich werden können – ihm nicht so viel gab, wie er nahm. Denn seit Jahrhunderten leben die Männer in dem Wahn – und Dichter und Romanschriftsteller nähren ihn –, daß eine Frau immer das Höchste gebe, wenn sie sich gibt. Daher die fassungslose Haltung eines Mannes von Wert, wenn er entdeckt, daß seine Frau ihn mit einem Wertlosen betrogen hat. Daher die übertrieben schauderhafte Vorstellung, die man von dem Verlauf einer Hochzeitsnacht ohne Liebe hegt. Daher die Leichtigkeit einer »Verführung«. Daher der übertriebene Respekt vor den Casanovas.

Erna schätzte ihren Körper gering – wie viele Frauen. Sie schlief mit einem Mann, der ihr gleichgültig war, weil ihr die Liebe gleichgültig war. Es schien ihr besser, das erste Engagement als eine jung verheiratete Frau anzutreten. Es war zumindest originell. Es bedeutete etwas, wenn ein Mann ihr folgte, wenn Eifersucht sie umgab und sie doppelt begehrenswert machte. Sie hatte gar keine Illusionen. Sie hatte nur Verstand.

Arnold heiratete, und obwohl es eine Trauung vor dem Standesamt war und ihr keine Feier folgte; trug Frau Zipper doch nach vielen Jahren zum erstenmal wieder ihr schwarzes Flitterkleid. Ob sie die abgefallenen

Flitter wieder in die roten Gläser schüttete? Ob das blaue Tintenfaß noch da war? Ob überhaupt die Kommode noch dort stand? – Das waren, ich erinnere mich, die Fragen, die mich bei Arnolds Trauung beschäftigten. Still und mit einer Feierlichkeit, die der Einfachheit der Zeremonie nicht entsprach, stand der alte Zipper da. Hatte er nicht selbst einmal gefragt, ob sie sich heiraten werden? Und siehe da, sie heirateten wirklich: sein Sohn und eine junge Schauspielerin. Merkwürdig war es nicht. Eine religiöse Zeremonie brauchte man nicht. Eine Feier war schließlich auch nur ein Vorurteil. Und der alte Zipper, der immer mit der Jugend ging, sagte wiederholt, daß ihm das Geld leid sei, das seine eigene Hochzeit gekostet hatte.

Wovon Arnold leben wollte, wußte man nicht. Zipper trieb noch Geld für ihn auf – ob er es gespart oder geliehen hatte, blieb ungewiß. Dann fuhr Arnold nach Breslau.

Ich verlor ihn aus den Augen, ich hörte wenig von ihm. Ich weiß nicht, wovon er gelebt hat, er muß schwer gearbeitet haben. Er folgte seiner Frau in den nächsten zwei Jahren in viele Provinzstädte. Endlich gelang es ihr, Verbindung zu Filmleuten herzustellen. Zipper und seine Frau kamen nach Berlin.

Es ging zu langsam mit dem Theater. Es mußte im Film schneller gehn. Denn das Theater hatte viele Zentren, der Film nur ein einziges: Hollywood. Dort hinzukommen, Geld zu haben, Ruhm und Macht!

Es war für Erna mehr ein Triumph als ein Erfolg, als sie durch einen Film, »Der ewige Schatten« – in dem sie nur eine Nebenrolle spielte –, der Presse so aufgefallen war, daß man sie mehr lobte als die Trägerin der Hauptrolle.

Jetzt erst begann ihre Arbeit. Denn die Stimmen der Presse waren damals für die Maßgebenden der »Branche« keine Urteile, sondern ein Gegendienst für Inserate. Für Erna hatten die Kritiken immerhin den Wert, daß ihr Name den ersten schüchternen Klang bekam und die ersten Konturen einer Physiognomie. Mit der Gewandtheit, die ihr angeboren war, begann sie, an ihrer Karriere zu arbeiten.

Sie hatte es beim Film vorläufig mit Menschen zu tun, die ihrem Vater glichen: kleine Bürger mit großen Redensarten. Es waren die Inflationsjahre der Filmindustrie. Da waren sie herbeigekommen aus allen Branchen, aus allen Randgebieten, aus allen Provinzen: die von der Manufaktur und die vom Gastgewerbe, die aus den Drogerien und die von der Photographie, die aus den Modesalons und die von den Rennpferden, die Buchmacher und die Journalisten, die Reisenden von der Konfektion und die Hofphotographen, die Offiziere außer Dienst und die

Gelegenheitsverdiener, die aus Kattowitz und die aus Budapest, die aus Galizien und aus Breslau, aus Berlin und der Slowakei. Der Film war ein Kalifornien. Alte Börsenmakler aus Czernowitz setzten sich mit deutschnationalen Großindustriellen zusammen und erfanden patriotische Filme. Reisende in Lampenschirmen rasten in den Ateliers herum, brüllten Mechaniker an und nannten sich Beleuchtungskünstler. Mittelmäßige Porträtzeichner wurden Architekten. Studenten, die akademische Dilettantenklubs geleitet hatten, wurden Hilfsregisseure. Gehilfen, die aus Möbellagern ausgeschieden waren, wurden Ausstattungskünstler, Photographen hießen Aufnahmeleiter, Devisenhändler Direktoren, Polizeispitzel »Kriminalfachmänner«, geschickte Dachdecker »Bautenarrangeure«, und alle, die kurzsichtig waren, Sekretäre. Mancher schlaue Wechselstubenbesitzer machte sich selbständig, mietete ein Büro in der Friedrichstraße und nannte es »Direktion«, einen Winkel am Tempelhofer Feld und nannte es »Atelier«, verfaßte selbst seine Filme und war ein Autor, befahl einer Dilettantin zu weinen und ihrem Partner zu poltern und war ein Regisseur, leimte Pappendeckel zusammen und war ein Architekt, zündete ein Magnesiumlicht an und war ein Beleuchtungskünstler. Da war er und blieb er, selbst ist der Mann.

Zigarrenhändler eröffneten Kinos, ab sieben Uhr abends nach Geschäftsschluß, verkauften dreimal soviel Karten, als sie Plätze im Saal hatten. Wenig Plätze aber zählte der Saal, weil sie so viel falschen Marmor angebracht hatten, kubistische Logen und expressionistische Brüstungen. Die Intellektuellen warben nur mit seltenem Glück um die Beherrscher des Marktes und der Ateliers. Hier und dort gelang es einem, alle fingierten Konferenzen zu überstehen, während derer man ihn nicht empfing, alle Stenotypistinnen durch Liebe zu erweichen, die wie Hunde vor den Kanzleien ihrer Brotgeber saßen und bellten, alle Sekretäre zu überlisten, die ihm übelwollten, weil sie um ihr Brot zitterten, und schließlich die eigenen Hemmungen zu überwinden, um dem und jenem die Hand zu drücken und »sich umzustellen« – wie man damals sagte. Trotzdem hatten sie in der Branche nur eine Stimme, aber kein Wort, was verstanden sie vom Geschäft, vom Publikum, von Amerika?

Statistinnen opferten ihre Jungfernschaft für das vage Versprechen eines Hilfsregisseurs dritter Klasse, aus ihnen eine »Diva« zu machen. Neben den weißen Himmelbetten der Backfische bürgerlicher Häuser hingen die Ansichtskartenporträts der Lieblinge, eigenhändig von ihnen unterschrieben am Tage einer Premiere. Um die Schönheiten der Welt authentisch in spannende Begebenheiten zu flechten, machten Filmkarawannen weite Reisen, zu Maharadschas, Geishas, Toreros und Fakiren.

Aktiengesellschaften fielen in Trümmer, und neue waren auferstanden. Direktoren sanken zu Statisten, und Statisten stiegen zu Stars.

Es war eine Welt für schlaue Menschen, es war eine Welt für Erna. Das war nicht mehr das Provinztheater mit den belesenen Sekretären, mit den empfindlichen ungebildeten Regisseuren, den bedächtigen und furchtsamen und bedürftigen Direktoren, da war nicht mehr die ewige Furcht vor dem »Schließen« – sondern im Gegenteil: die ewige festliche Aufregung des Eröffnens. Beim Theater war es ein besonderes Glück, wenn der Regisseur etwas konnte und noch nicht in Berlin war, wenn er sie von Herzen liebte und noch nicht mit ihr geschlafen hatte und wenn er, nach drei Liebesstunden, immer noch überzeugt war, daß sie »Zukunft« habe. Beim Theater, das zu sterben anfang, nutzte ihr keine Klugheit. Hier gab es keine Taktik, alle Kraft war verschwendet, jede Umarmung, jedes Kokettieren mit dem Theateragenten, jedes falsche Schmeichelwort, das man dem Direktor gab, jede feine Intrige, die man gegen eine Kollegin spann, jede hervorragende Szene, die man »hinlegte«, jeder Blumenstrauß, den man sich schicken ließ. Beim Film dagegen war alles neu, es roch nach Lack, es gab noch keine Tradition im »Ausstechen«, »Hereinlegen«, »Zerspringenlassen«, »Dingedrehn«, »Chosendeichseln« – alle Traditionen waren der Theaterwelt entlehnt und noch nicht genügend der Branche angepaßt. Zwar galt hier ein Wort noch weniger, eine Verabredung war ein Witz, eine Unterschrift ein »Wenschon«, ein Versprechen ein »Hereinfall« und ein Vertrag ein »Dreh«. Aber der Argwohn weckte Respekt, Schlaue Achtung, Beziehungen erregten Furcht, und in einem ewigen Wechsel sich zu halten war leichter als in einem ständigen langsamen und sichern Sterben. Wenn man das Leben so genau und bitter sah wie Erna, konnte man beim Film leichter eine »Position« erringen als beim Theater.

Der kleinbürgerlichen Primitivität der Branche-Männer galt es zu imponieren: Durch Schönheit? – Sie hatten einen merkwürdigen Geschmack. Durch gespielten Adel der Seele? – Sie wußten nicht, was es ist. Durch einen vornehmen Ton? – Sie überhörten ihn im Lärm, den sie selbst erzeugten. Durch kuriose Allüren? – Sie ahmten sie nach. Durch ein Verhältnis mit einer »Kapazität«? – Das gab es schon. Durch Ausschweifung? – Das war zu leicht verständlich. Durch Talent? – Das hatte jede. Es gab einen Ausweg: alle Mittel zu mischen, zu komponieren und sie je nach Bedarf anzuwenden – und – was niemals schaden konnte – ein wenig »pervers« zu werden. Es hielt die unerträglichen langweiligen Männer fern und gab immer einen Gesprächsstoff. Schließlich führte es so weit vom elterlichen Haus weg, von der Mutter, vom Vater, vom

eigenen Blut, daß man fast sicher war, nie mehr in die eigene Vergangenheit zurückzufallen.

So bekam Erna eine Freundin, zwei, drei Freundinnen.

Frühere Heiratsvermittler, die zu der Branche gekommen waren, ehe sie selbst wußten, warum, schüttelten den Kopf und erwogen in Gedanken, wie eine so hübsche Frau zur Normalität bekehrt werden könnte. Im Grunde überlegten es alle Männer, sogar die Intellektuellen, die ja mit der Erscheinung vertraut waren. Ihnen gefiel Erna ausgezeichnet. Ihnen gefiel diese Koketterie, die doch an Männer nutzlos verschwendet zu werden schien und eben deshalb die Männer reizte; diese Klugheit, die den schwierigen Gedanken folgen konnte; diese kollegiale Einfachheit, die keine Mühe machte; diese Grazie, die so krank und verloren war; dieses »außergewöhnliche Talent«, dem der »ungewöhnliche Intellekt« nicht schadete, diese ewige Bereitschaft Ernas, sich hinzugeben – aber keinem Mann; die Aussichtslosigkeit, ihr gefallen zu können, und das Bedürfnis, das sie verriet, trotzdem umworben zu werden. Man schätzte sie hoch, wie alles Unerreichbare, vor das die Natur selbst Schranken gelegt hat.

War Erna mit Geschäftsleuten von der Branche zusammen, so benahm sie sich anders: sie machte die Intellektuellen lächerlich und ihre »Weltfremdheit«. Sie gab zu erkennen, daß diese Zeit Männer der Tat brauche und daß Geldmachen eine größere Kunst sei als Theaterspielen. Sie schwärmte von Amerika und erzählte, daß sie schon als Kind dort gewesen sei. Sie verbreitete Legenden über ihre armselige Abstammung und behauptete, so viel Geld verdienen zu müssen, weil sie noch Eltern und Geschwister auszuhalten habe, die im dunkelsten Stadtteil von Wien lebten. Das hinderte sie freilich nicht, ungarische Grafen zu kennen. Sie verlor keinen Augenblick die Überlegenheit eines Künstlers, obwohl sie vorgab, Talent nicht zu schätzen, am wenigsten ihr eigenes. Sie benahm sich wie ein Aristokrat, der keine Vorurteile zu kennen vorgibt, unter Bürgern, die ihn verehren – nicht, weil er keine Vorurteile hat, sondern weil er ein Aristokrat ist, der keine hat.

Sie sprach von oben herab und von gleich zu gleich.

»Sie ist charmant!« sagte Herr Prinz von der Alga GmbH.

»Ob sie charmant ist!« bestätigte der Herr Direktor Natanson.

Und beide luden sie – ohne daß einer vom andern wußte – zu einer Spazierfahrt ein.

Sie ging mit einem, sie ging mit dem andern, ließ jeden von ihnen ihre scheinbare schüchterne Wehrlosigkeit auskosten, jeden die Hoffnung hegen, daß er und gerade er sie zu einem »normalen Leben«

zurückzuführen imstande wäre, wenn dieser ersten Fahrt ein paar noch intimere folgen könnten, und bekam von beiden Angebote.

Kleine Rollen übernahm sie nicht mehr. Dem bedeutenden Rechtsanwalt – dem sie vorläufig nichts zahlte – vertraute sie ihre Geschäfte an. Sie ließ Regisseure warten, lernte reiten, fechten, schwimmen, klettern, springen, Akrobatik am Trapez – alles, was man für den Wilden Westen von Hollywood braucht. Sie wurde manchmal plötzlich krank, erlitt Unfälle, lud jeden Mittwoch maßgebende Männer ein, nahm einen Sekretär auf und nur wenig Einladungen, kaufte Buddhas bei Antiquitätenhändlern, wurde in illustrierten Blättern reproduziert, gab »grundsätzlich« kein Interview, flog im Aeroplan, statt in der Eisenbahn zu fahren, setzte sich wirklichen Gefahren aus, um berühmt zu werden, unterstützte Streikkomitees, trug radikale Gedichte vor, nannte Menschen, die sie geringschätzte, Genossen, ließ sich aber auch mit hohen Offizieren bekannt machen und »konnte auch sie verstehen«, erreichte schließlich, daß man ihr hohe Gagen zahlte, und machte Schulden, hatte Erfolg, Ehren und alle Vorteile, welche die Kunst zu imponieren einbringt.

Sie begann, nach Hollywood Fäden zu spinnen.

Kapitel 14

Ich fühlte niemals den Wunsch, Erna, die immer noch und gleichsam provisorisch am Theater spielte, auf der Bühne zu sehn. Ich könnte eher sagen, daß ich das Bedürfnis hatte, sie nicht in den Rollen zu beobachten, die ihr der Beruf zuteilte, sondern in den anderen, die sie sich selbst ausgesucht hatte und die sie am Tag besser spielte als die offiziellen am Abend und auf der Bühne. Zu einer natürlichen Geringschätzung des Theaters, von der ich glaube, daß sie mir angeboren ist, gesellte sich im Fall Erna die Furcht, ich könnte die Klarheit verlieren, mit der ich sie sah und durchschaute, die Furcht, daß ich, durch das Spiel der beruflichen Komödiantin verwirrt, dem der privaten verfallen müßte. Dieser Vorgang ist nicht selten. Er scheint mir, daß die Schauspieler und besonders die Schauspielerinnen sich einer moralischen Beurteilung entziehen, indem sie sich einer künstlerischen aussetzen, und daß sie, sooft ihnen jemand verfällt, in Liebe, Ergebenheit und Verehrung, sie ihre Eroberung nicht mit den ehrlichen, sozusagen primären Mitteln der Frau gemacht haben, sondern sie der Milde zu verdanken haben, mit der man zum Beispiel ihrer billigen Koketterie begegnet, in Anbetracht ihrer beruflichen Notwendigkeit, in manchen Augenblicken billig zu werden, um wirksam zu sein. Deshalb verzeihen wir eine Geschmacklosigkeit einer Frau von der Bühne eher als einer andern. Mancher Schauspielerin sehen wir, sogar wenn wir Moralisten sind, eine moralische Unzulänglichkeit nach. Und all das nicht etwa aus »Achtung vor der Kunst«, sondern aus einem unbewußten Respekt vor der Anstrengung, die es erfordern muß, sowohl der Menge zu gefallen als auch einen einzelnen nicht abzustoßen. Gegen Erna war ich voreingenommen. Aber weil ich wußte, daß jede Art von Urteilen, also auch Vorurteile mehr oder weniger gerecht sein können, und weil ich an die Gerechtigkeit meines Vorurteils glaubte, hielt ich es, trotz meiner Neugier und meiner Teilnahme an allem, was meinen Freund Arnold betraf, nicht mehr für nötig, mir über die Bühnenkünstlerin Erna ein Urteil zu bilden, das vielleicht günstiger ausgefallen wäre. Dennoch konnte ich eines Tages der Forderung Arnolds nicht widerstehen. Ich ging mit ihm ins Theater. Ich sah Erna in einer Rolle, in

der sie dem Publikum gefiel. Es war ein gleichgültiges Stück, dessen Namen und Autor, ja, dessen Inhalt ich vergessen habe. Erna spielte die sogenannte unverständene Frau eines braven philiströsen Mannes. Mich reizte schon der schamlose Vorwurf dieses Stückes. Denn abgesehen von der Billigkeit der Schablonen: unverständene Frau und philiströser Mann, die meinen Geschmack langweilten, war mir der Eindruck, den die Argumente des Autors auf die Zuschauer machten, zu körperlich nahe und unangenehm, wie ihr Schweiß und ihr Geruch. Es ist, als wenn tatsächlich die Absonderung der menschlichen Körper abhängig wäre von dem mehr oder weniger künstlerischen oder geistigen Eindruck, den sie empfangen. Die Menschen lachen anders über einen groben als über einen feinen Witz. Die Träne, die eine Frau aus dem Volk über eine plumpe Tragik vergießt, hat eine gröbere Beschaffenheit als jene, die sie im Anblick einer echten, also stilleren Trauer verlieren könnte. In diesem Stück war Erna nun unmittelbar die Ursache der Stimmungen, die das Publikum beherrschten. Sie spielte ihre Rolle gewiß glaubhafter, als sie der Autor geschrieben hatte. Aber gerade weil sie so außerordentlich geeignet war, die plumpen Absichten eines plumpen Schriftstellers so zu verfeinern, daß sie fast wie künstlerische erschienen, erkannte ich die Erna aus dem Literatencafé, ertappte ich sie geradezu. Sie besaß etwa die Fähigkeiten einer geschickten Vorstadtmodistin, mit billigem Material nahezu vornehme Wirkungen im Schaufenster zu erzielen. Eine doppelte Möglichkeit zu gefallen. Die Leute sind von der Billigkeit des Stoffs angezogen und von dem falschen Beweis, daß er trotzdem vornehm sein kann.

Im Leben war Erna zart. Auf der Bühne erschien sie gebrechlich, aber mit Grazie. Im Leben war sie elastisch und widerstandsfähig. Im Spiel war sie spröde und hilflos. In der Gesellschaft von Männern benahm sie sich so, daß jeder sich mit ihr beschäftigen mußte, ja, daß jeder glaubte, sie hätte ihm ein Amt zugewiesen. Auf der Bühne sah sie so aus, als würden sie alle Männer verlassen, so, daß jeder männliche Gast im Parkett ihr zu Hilfe auf die Bühne hätte eilen mögen. Am Nachmittag sprach sie mit einer tiefen Stimme, die aus dem Herzen zu kommen schien. Am Abend mit einer hohen, hellen, die aus der Angst kam. Die wohlüberlegte Koketterie, mit der sie sich bei Tag klug und geistreich machte, verwandelte sich am Abend in eine andere, aus der eine edle, stille, demütige Einfalt kam. Sprach man mit ihr und kam die Rede auf einen ihr unangenehmen Gegenstand, so wich sie aus, mit der Elastizität eines Gummiballons, der scheinbar nachgibt und die Luft, das Material seines Widerstandes, verbergen kann, ohne sich merklich zu verändern. Spielte

Erna aber, so schien es, daß sie sich mit einer wonnigen Ahnungslosigkeit gerade den Gefahren aussetzte, die sie am Tag so vorausschauend abzuwehren wußte. Man hatte Angst um sie. Man wollte ihr zurufen: Gehen Sie nicht! Sagen Sie das nicht! Nehmen Sie sich in acht! Lügen Sie ein bißchen! Ihr, die sich immer in acht nahm und die meistens log, nicht weil sie so viel zu verbergen hatte, sondern weil sie genau wußte, daß die Lüge reizvoller ist als die Wahrheit, auch wenn man diese kennt und jener nicht glaubt.

Trotz ihrer großen Fertigkeit schien es mir doch, als könnten auch andere – nicht nur ich, der ich sie kannte, sondern auch Kritiker zum Beispiel (vorausgesetzt, daß sie nur halb soviel von Frauen verstünden wie vom Theater) – erkennen, daß es einen unerklärlichen Widerspruch gab zwischen der Sprödigkeit, mit der sie jeden Augenblick zu zerbrechen drohte, und der schlangenhaften, gespannten, fast muskulösen Elastizität, mit der sie ihren Körper, ihre Arme, ihren Hals bewegte. Sie schlug die Augen im Dialog auf wie im Gebet. Aber es mußte doch schließlich auffallen, daß dieser Blick, der ewig zum Himmel gewandt war, auch wenn es im Text hieß: »Ein Glas Wasser, bitte!«, aus einer großen Gleichgültigkeit kam, aus der Seele eines Menschen, der den Himmel mit einem Gartenzaun verwechseln konnte. Man mußte doch hören, daß die Gabe, immer flehen zu können, die Fähigkeit des Betens ausschloß! Man mußte schließlich erkennen, daß diese Eleganz, die die Gattinnen der Fleischermeister betörte, aus einer Art didaktischer Überlegung kam und nicht zwecklos war wie das Spiel selbst, sondern es unterstützen und den Zuschauer belehren sollte.

Arnold saß, obwohl wir nahe genug der Bühne waren, mit dem Opernglas da, es schien eine natürliche Fortsetzung seiner Augen zu sein. »Sie ist nicht zufrieden«, sagte er mir, »wenn ich sie ohne Glas betrachte. Sie sagt, mein nacktes Auge könnte ihr Unglück bringen. Ich sehe nicht durchs Opernglas, um sie besser zu beobachten, sondern um ihr nicht mein Gesicht zu zeigen.«

Ich aber ahnte, ja, ich glaubte es zu wissen, daß Erna nicht das Auge fürchtete; daß es ihr daran lag, von Arnold deutlich gesehen zu werden, deutlich und unerreichbar, und seine Phantasie zu entzünden durch eine vorgetäuschte Nähe, die auf Distanz nicht zu verzichten brauchte. Auch erkannte ich wohl an Arnold, daß er litt, indem er so nahe sah, was ihm zu halten nicht möglich war.

Warum aber plagte sie ihn? Ich fand keine Antwort, ich finde sie auch heute nicht. Ich glaube, daß Erna von der Qual Arnolds lebte, daß sie den Schmerz des Liebenden brauchte wie andere Frauen den Liebenden

allein. Es ist nicht wahr, daß es Frauen gibt, die zwecklos quälen. Sie brauchen die Qual des andern wie ein Heil- oder wie ein Schönheitsmittel. Auch glaube ich, daß die abergläubischen Methoden, deren sich Schauspielerinnen so gerne bedienen, nicht aus einer reinen Furcht kommen, sondern einen vernünftigen Grund haben und einen überlegten Zweck verhüllen, wie es der Aberglaube Ernas tat.

Kapitel 15

Arnold Zipper sang den Ruhm seiner Frau. Er war schließlich durch allerlei Verbindungen, durch ein Zusammenspiel von Zufällen, das bereits wie ein Schicksal aussah, Filmredakteur an einer Mittagszeitung geworden.

Es schien mir, daß er endlich den Beruf gefunden hatte, der ihm paßte. Er besaß gerade jene konziliante Art, in der allein man etwas kritisieren kann, an dem man finanziell beteiligt ist. An der Stelle, an der er sich befand, galt es, eine Unparteilichkeit so geschickt vorzutäuschen, daß die Empfindlichkeit der Inserenten nicht getroffen wurde. Schlechte Filme durfte man nicht loben, aber man mußte an ihnen immerhin so viel Interessantes finden, daß das Publikum nicht wenigstens sofort darauf verzichtete, sie zu sehen. Es war schwer, sich in dem dunklen und unübersichtlichen Gewirr auszukennen, das die Zeitungs- und die Filmindustrie zueinander gesponnen hatten.

Es gab wichtige Nachrichten, die man zurücklegen mußte, um abzuwarten, ob und wann derjenige, von dem man die Nachricht bekam, sie auch bezahlen würde. Es gab andere, unwichtige, die keinen Leser etwas angingen und die man brachte, weil sie aus einer Quelle stammten, die jedes halbe Jahr regelmäßig Geld spendete. Es gab Nachrichten von feindlichen Seiten, die man sofort in den Papierkorb warf. Es gab verstohlene Nachrichten von Gegnern, die sich auf eine verzweifelt listige und außerordentlich geheimnisvolle Weise einzuschmuggeln versuchten und die man schnell entlarven und unerbittlich zurückweisen mußte. Es gab Zeitschriften, aus denen man Nachrichten und Artikel »schneiden« durfte, und andere, die auf dem Index des Verlegers standen. Es gab Interviews mit Finanzleuten aus der Filmwelt, die man just zu einer bestimmten Stunde bringen mußte, an einem ganz bestimmten Tag, an dem die internationale »Konstellation« einem Interview hold war. Es gab Fusionen, von denen man schon wußte, zwei Wochen ehe sie noch zustande gekommen waren, und die der Welt mitzuteilen Arnold begierig war. Aber nein! Der Verleger befahl Geduld selbst auf die Gefahr hin, daß ein Konkurrenzblatt die Nachricht früher brächte. Manchmal mußte

man die Konkurrenz fürchten und ein anderes Mal die traurigen Konsequenzen eines Berichts.

Immer aber fürchtete Arnold den Verleger.

Immer fürchtete Arnold den Verleger. Was er tat, schien ihm so wichtig, seinen Beruf nahm er so ernst, daß er um keinen Preis seine Stellung verlieren wollte. Er hatte keine Angst vor der Arbeitslosigkeit oder vor dem Hunger. Aber hier, wo er saß, war der einzige Ort, an dem er für seine Frau arbeiten konnte – soviel eben Arnold für seine Frau arbeiten konnte. Hier erfuhr er von günstigen Möglichkeiten, die sie ausnützen konnte, von drohenden Gefahren, die sie meiden sollte, von Persönlichkeiten, die »noch in Position« oder schon ausgeschieden, von Rollen, die noch unbesetzt waren, von auftauchenden Rivalinnen und von drohenden Intrigen. Oh, wie heilig war Arnold dieser Beruf! Fast als Gleichberechtigter saß er jetzt am Tisch der Schriftsteller – manche bedurften seiner Unterstützung und schmeichelten ihm sogar –, nicht mehr in dem alten Wiener Stammcafé, in dem er so gerne diesen Triumph erlebt hätte, aber immerhin in einem Literatencafé. Von Zeit zu Zeit kam einer aus Wien herüber, sah Arnold Zipper im Kreise von bedeutenden Männern und wunderte sich: »Ei sieh! in Berlin ist sogar der Zipper was geworden!« Der Kundschafter kehrte nach Wien zurück, ließ sich von den Stammgästen umringen und rief:

»Der Zipper ist kein Kiebitz mehr!«

Arnold Zipper war jetzt Mitglied mehrerer Vereine. Keiner Wohltätigkeitsvereine, wie sein Vater! Es gab einen Verein für die Errichtung eines Asta-Nielsen-Denkmal, einige Journalistenvereine, einen Verein, der jährlich Filmfeste veranstaltete mit Schönheitskonkurrenzen und Damenboxen. Überall war Arnold ein lebhaftes Mitglied.

Er war weit davon entfernt, die unsauberen Geschäfte, die er redigierte, zu bedauern. Ich glaube, daß er nicht einmal merkte, wie er für ganze und halbe Lügen bezahlt wurde. Er selbst ließ sich nicht bestechen, er nahm nicht einmal kleine Geschenke an, keine harmlose Einladung, wenn er eine verborgene Absicht spürte. Er log nur für seinen Chef. Er war wie die meisten ehrlichen Handlanger der Verdienner.

Er sah nur eine Aufgabe: seiner Frau nützlich zu sein. Weit von ihr entfernt, an der Peripherie ihres Lebens, streifte er herum. Sie wohnten nicht zusammen, sie aßen nicht, sie schliefen nicht, sie kamen nicht miteinander zusammen. Aber daß jedermann wußte, daß Arnold Zipper der Mann der entzückenden, wenn auch Männern nicht gefälligen Filmschauspielerin war, genügte ihm, oder genügte ihm nur scheinbar. Denn ich erfuhr später, daß er einer der unglücklichsten Menschen war, die

jemals zwischen dem Film und der Zeitung gelebt hatten, obwohl er immerhin noch glücklicher aussah als zwei Jahre früher in Wien und ohne seine Frau.

Für sie beugte er seinen Rücken, wenn sein Verleger ihn rügte, für sie log er Nachrichten um, rannte er um Interviews, für sie bekam er tausend Einfälle, für sie war er ein »brauchbarer Filmjournalist«, für sie sprach er stundenlang mit Inseratenagenten, und weil in der Welt der Branche eine Hand die andere in der Öffentlichkeit wäscht – was eine der wenigen Tugenden dieser Welt ist –, schämte sich Zipper gar nicht, im Kaffeehaus oder im Klub zu erzählen, daß er »Coups contrecarrierte« und »Chosen deichselte« im Interesse seiner Frau, mochte sie auch noch so wenig interessiert sein an dem, was Arnold tat.

Denn sie kümmerte sich nicht um ihn. Sie wohnte außerhalb der Stadt, im Westen natürlich, der vornehmen Himmelsgegend, dort, wo eine Kolonie gutbezahlter Künstler den Bankdirektoren nahe war, den Politikern, den Industriellen. Sie wohnte mit drei Freundinnen, zwei Windhunden, die damals sehr modern waren, an Potsdam erinnerten und mit ihrer zerbrechlichen, dummen Grazie Eindruck machten, einem Gärtner und einem Chauffeur in einer Villa – – selbstverständlich in einer Villa. Die Buddhas begannen schon in der Halle und setzten sich bis ins Schlafzimmer fort. Eine ihrer Freundinnen war Morphinistin – des guten Tons halber – und besaß ein Grammophon, das sie in den Schlummer sang. Es spielte den ganzen Tag, man hörte sein fernes Ächzen, mit dem es die Melodien begleitete, durch alle Türen und das sanfte Quietschen der Kurbel, wenn man es aufzog. Oben, in einem Zimmer, das nur Sofas und Windhunde und Buddhas enthielt, lebte Arnolds Frau, wenn sie nicht im Atelier war.

Zu Hause trug sie des Morgens einen Kimono, zum zweiten Frühstück, das sie um vier Uhr nachmittags einnahm, ein sogenanntes »Déshabillé« aus durchsichtiger und plissierter Seide, und sie glitt aus diesem Gewand – das ja ihre Tageszeit war – sofort in den Abend hinein, das heißt: in die »Toilette«. Dann empfing sie Gäste.

Es waren ihre Kollegen aus den benachbarten Villen, lauter Lieblinge des Publikums, dämonische, sarkastische, lyrische, Verführer – und plebejische Typen, Schwerenöter und unwiderstehliche Bezwingen des Schicksals. Ach, wie sahen sie gleichmäßig aus und harmlos! Sie waren nicht geschminkt, es leuchteten keine Lampen, es befahl kein Regisseur. Sie hatten niemandem zu gehorchen als der Sitte, die ihnen befahl, zweimal innerhalb von fünf Jahren zu heiraten und dreimal in einem Jahr bestohlen zu werden. Wenn man sie sah, wie sie Karten spielten, Buki-

Domino, wie sie panierte Schnitzel aßen und nach den wehenden Blättern des Salats schnappten, wie sie Liköre mischten und zum Grammophon tanzten, so verstand man nicht, was sie eigentlich dazu trieb, Schauspieler zu sein, durch weite, von Lärm erfüllte, wüste Ateliers zu hasten, in merkwürdigen Kostümen, was sie veranlaßte, Tränen zu vergießen und Throne aus Pappendeckel zu besteigen, auf Pferden zu galoppieren und auf Schiffen unterzugehen; weshalb sie ferner ihr privates Leben in den Glasvitrinen ausstellten, in den Zeitungen druckten, Biographen mitteilten, einen Klatsch um sich selbst erzeugten, logen und dementierten, sich verliebten – ohne an die Liebe zu glauben – und sich trennten, ohne an die Trennung zu glauben. Ach! weshalb waren sie nicht wie ihre Väter Zigarrenhändler, Börsenmakler, brave Uhrmacher und Bankbeamte? Weshalb spielten sie so ein lustiges Künstlervölkchen und trieben Opposition gegen ihre Nachbarn, die Bankdirektoren, die Fabrikanten und die Grundbesitzer? Waren sie alle zur Schauspielerei gekommen wie Fräulein Erna Wilder?

Einmal in der Woche, nämlich am Sonntagnachmittag, durfte Arnold seine Frau besuchen. »Den Sonntag kann ich nicht ausstehen!« sagte Erna. »Volk ist eine ganz gute Sache, aber ein Volk am Sonntag geht mir auf die Nerven! Es ist doch gut, daß die meisten Menschen arbeiten.« Infolgedessen ging sie am Sonntag nicht aus. »Zu Hause bin ich nur am Sonntag!« kündigte sie einigen Leuten an, die sie außerhalb des offiziellen Mittwochs sehen wollten. Und Arnold ging zu ihr jeden Sonntagnachmittag.

Es war das einzige Mal in der Woche, daß er ein Auto nahm; denn er brachte seiner Frau Blumen, und er war zu schüchtern, um jemanden sehen zu lassen, daß er Blumen trage. Er zog einen eleganten Anzug an – er hatte jetzt einige. Denn in der mondänen Welt, in der er jetzt lebte, mußte man besser angezogen sein, als man aß. Sogar ein Monokel trug Arnold in der Westentasche. Legte er es an, so lag es in seinem traurigen Gesicht wie ein vereister See in einer herbstlichen Landschaft. Aber er mußte es anziehen, bei Schönheitskonkurrenzen und auch, weil er kurz-sichtig war.

Seine Kleider kamen aus einem jener teuren und kleinen Schneiderateliers, die der großen Welt noch nicht bekannt sind, die noch vor einem Jahr für Briefträger arbeiteten, plötzlich von einem Schauspieler einen Auftrag bekamen und nichts mehr zu sorgen hatten. Irgend jemand sagte im Nachtlokal der Künstler:

»Ich bin dem Tschipek tausend Mark schuldig.«

»Wer ist Tschipek?« fragt ein Neugieriger.

»Sie wissen nicht, wer Tschipek ist?«

Und der andere begann nachzudenken, ob es nicht möglich wäre zu sagen, man kenne ihn, ehe man laut zugeben mußte, man kenne ihn nicht.

»Tschipek ist der beste Schneider von Europa!« sagte der Schuldner (und wenn er witzig war, so sagte er: »von Europa und Umgebung!«). Dann rückte man mit den Stühlen und betrachtete den Anzug.

Es gab da verschiedene verborgene, raffinierte Feinheiten, die nur Kenner zu schätzen wußten und die man auf den ersten Blick gar nicht eruieren konnte. So wurde man von den Wissenden ausdrücklich belehrt, daß die Knopflöcher jungfräulich geschlossen waren, obwohl sie so aussahen, als könnte man eine Blume in sie stecken. Die Taschen waren innen grau und nicht weiß. Die Hose hielt ohne Gürtel und Hosenträger, und die Weste hatte keine Schnalle. Die inneren Rocktaschen hatten Klappen, und das Unterfutter des Rocks ließ am unteren Rand eine hohle Stelle fühlen, eine Falte, damit der Stoff nicht »gezogen werde«, wie man fachmännisch sagte.

Bei Tschipek, der seit einigen Jahren von Mund zu Mund empfohlen wurde, ließ auch Zipper »arbeiten«, wie er sagte. »Alle nähen jetzt bei Tschipek«, erzählte er. Er zeigte mir manche verborgenen Feinheiten, die anderen Kunden fremd waren und wohl ewig unbekannt bleiben würden. So erinnere ich mich an eine Weste, die so zauberhaft geschnitten war, daß man sie »tief« und »hoch«, das heißt: mit einem kleinen und einem weiten Ausschnitt tragen konnte, je nach der Farbe des Gewandes, das man gerade angelegt hatte.

Wie weit lag die Zeit zurück, in der Arnold einen groben Anzug aus gefärbtem Militärtuch getragen hatte! Er hatte Geschmack an vielen kostbaren Spielereien gefunden, mein Freund Arnold Zipper. Seine Krawatten waren mustergültig, selbst Leute, die ihm übelwollten, mußten es zugeben. Seine Schuhe waren nach Maß gearbeitet und handgenäht, und vor Warenhäusern hatte Zipper einen Abscheu wie ich vor Abdeckereien.

Manche zerbrachen sich den Kopf über sein Verhältnis zu seiner Frau.

»Was macht sie mit diesem Mann?« fragten die Boshaften.

»Was macht er mit dieser Frau?« fragten die Gutmütigen.

»Warum ließen sie sich nicht scheiden wie alle Welt?« fragten die Neutralen.

Erna aber hielt es für eine besondere Note, auf eine so merkwürdige Weise verheiratet zu sein. Fragte man sie, so gab sie Aufklärung:

»Wir sind katholisch verheiratet, der gute Arnold und ich. Wir können nicht voneinander los.«

Und ich war doch ihr Zeuge beim Standesamt gewesen. Erna sagte es aber auch, wenn ich da war.

Daß sie ihn den »guten« Arnold nannte, schien mir beinahe ihrer selbst unwürdig. Warum? Sie hatte es doch nicht nötig, ein so abgenutztes Eigenschaftswort anzuwenden. Sie hätte sich doch schon etwas Mühe geben können, eine originellere Bezeichnung zu finden. Arnold aber lächelte, wenn sie ihn »guter« nannte. Sprach sie direkt zu ihm, so sagte sie sogar: »Bester«. Er lächelte wie einer, der es besser weiß und der, mögen die anderen auch glauben, er sei nur ein Guter, auch Stunden kennt, in denen ihm andere Eigenschaften zugemutet werden.

Weshalb sie Arnold behielt, das fragte auch ich mich. Aber sie war klug und bitter genug, auch an die Stunden des Unglücks zu denken, die einmal kommen könnten. Aus manchen ihrer Reden glaubte ich auch entnehmen zu können, daß sie abergläubisch war und daß sie ihren Mann behielt, so wie man etwa einen Glücksaffen vor den Motor seines Autos stellt, um Zusammenstöße zu verhüten. Aber hinter diesem Aberglauben lag ihr Heimweh, von dem sie selbst nicht wußte, das frierende Stückchen Seele, das der Mensch nicht kennt, wenn es im Zimmer warm ist, das verborgene bißchen Armseligkeit, das man niemanden sehen läßt und selbst nicht sieht, wenn man reich ist, die zitternde Sehnsucht, die erst in den letzten Stunden des Lebens zu singen beginnt.

Kapitel 16

An einem Sonntagnachmittag, an dem Erna auch mich eingeladen hatte, überredete ich Arnold, nicht im Wagen zu seiner Frau zu fahren, sondern mit mir zu Fuß hinauszugehen.

Es war ein warmer Sonntag, nach langer Zeit ein warmer Sonntag. Das Volk, »die gute Sache«, vor der Erna sich abschloß, wanderte in Scharen hinaus. Es war Spätsommer, eine letzte goldene Heiterkeit lag auf den Straßen. Die Bäume, die an den Rändern standen, ließen gelbe Blätter fallen.

»Ich bin dir dankbar«, sagte Arnold, »daß du mich bewogen hast, mit dir zu gehen. Seit einigen Jahren bin ich nicht mehr so ruhig gewandert. Erinnerst du dich noch an unsere Ausflüge mit meinem Vater?«

»Ja«, sagte ich, »ich erinnere mich an sie, als wären sie gestern gewesen. Dein Vater trug einen hellgrauen, steifen Hut mit einem noch heller getönten, gerippten, außerordentlich breiten Band. Es bedeckte fast den halben Hut.«

»Ein echter Habig!« zitierte Arnold.

»Ja, ein echter Habig. Auch einen Stock mit echtem Elfenbeingriff hatte dein Vater. Der Griff war einige Male abgefallen, er hatte ein lockeres Gewinde. Dein Vater legte Papier zwischen den Stock und den Griff, damit er besser halte. Wir gingen ins Krapfenwaldl, standen vor der Sobieski-Kirche, und dein Vater sagte: ›Dieser Sobieski wird gewaltig überschätzt. Die Wiener wären auch so mit den Türken fertig geworden.‹ – Der König Sobieski war ihm nicht sympathisch. Schließlich war er ein Patriot, ohne daß er es zugeben wollte – es sei denn im Krieg.«

»Gestern habe ich einen Brief von meinem Vater bekommen«, sagte Arnold. »Lies ihn!«

Ich las: »Mein innig geliebter Sohn« – blätterte um, und der altgewohnte Schluß war wieder da: »Ohne besondere Wichtigkeiten Dein Dich liebender Vater.« Der alte Zipper teilte seinem Sohn mit, daß er gesund sei und jede Woche dreimal ins Kino gehe. Dank seinen alten Verbindungen habe er Freikarten, die nur an Sonn- und Feiertagen nicht gültig seien. Nicht er – so schrieb der alte Zipper –, aber eigentlich die

Mutter würde sich einmal freuen, wenn ihre berühmte Schwiegertochter einen Gruß schicken würde. »Ich kenne ihre Handschrift noch nicht«, schrieb der alte Zipper. Aber wenn er wüßte, daß sein Sohn glücklich sei, so mache er sich nichts aus der Schweigsamkeit vielbeschäftigter Menschen. Denn er kenne das, er wisse, was intensive Arbeit heißt.

Ich gab Arnold den Brief zurück. Er faltete ihn nach seiner Gewohnheit viermal und legte ihn in die Briefftasche. Dann schwiegen wir einige Minuten. Plötzlich sagte Arnold: »Die Väter ahnen doch, wie es den Söhnen geht. Wenn er wüßte, wie meine Ehe aussieht!«

Ich versuchte einen Scherz: »Was willst du? Ihr vertragst euch doch?«

»Mach keine Witze«, sagte Arnold. »Ich war nie im Leben glücklich. Ich war noch nie so unglücklich wie jetzt. Wenn du wüßtest, wie es in diesen Jahren zugegangen ist. Schon in Breslau fing es an. Wir wohnten im Hotel, in zwei Zimmern, die aneinander grenzten. Die Verbindungstür ließ der Hausdiener offen, als wir ankamen und er das Gepäck abstellte. Dann schickte sie mich hinaus. Sie zog sich um. Dann aßen wir. ›Ich will allein schlafen‹, sagte sie. ›Selbstverständlich‹, sagte ich.

Ich ging in mein Zimmer, ich las. Ich las ein Stück, in dem sie spielen sollte, machte Anmerkungen, stellte sie mir genau vor, ich liebte sie damals – nicht so wie heute. Ich liebte sie ganz kindisch, wahnsinnig, ich wollte jeden Augenblick mein Leben hingeben, und es schien mir noch zuwenig, ein einziges Leben. Ich träumte davon, daß ich sterbe, damit sie sich freue. Kurz: es war verrückt. Ich las also, auf einmal höre ich, wie sie an der Tür ganz leise den Riegel vorschiebt. Hätte sie es nicht vorsichtig getan! Aber sie wollte nicht, daß ich es höre – und siehst du, das war der große Schmerz.

Die ganze Nacht schlief ich nicht. Ich fand meinen Trost. Ich dachte, sie hätte den Riegel so leise vorgeschoben, um mich nicht zu stören. Sie wußte ja nicht, ob ich nicht schon schlafe. Ich klammerte mich so an diesen Trost, daß ich fürchtete einzuschlafen. Ich war glücklich und wach vor Glück.

Aber am Morgen klopfte ich, sie sagte: ›Sofort‹, und nun – nun schob sie den Riegel wieder ganz sachte zurück. Ich war so froh aufgestanden. Ich fand es ganz natürlich, daß wir nicht zusammen schliefen. Aber jetzt ging die Tür auf, ich haßte Erna plötzlich, sie muß es gesehen haben. Aber sie ist nie aufgeregt, immer gleichgültig, so viel klüger als ich und so reizend. Nicht?«

»Es tut mir leid, daß du verliebt bist!« sagte ich.

»Du magst sie nicht«, sagte Arnold, »ich weiß es schon lange. Du hältst sie für böse. Wenn man sie nicht liebt, kann man glauben, daß sie böse ist. Aber nur ich kenne sie. Niemand kennt sie.«

Nach einer Weile erzählte er weiter:

»Als diese Laune mit den Mädchen kam, war ich ahnungslos. Ich dachte, es wären harmlose Freundschaften. Wir wohnten damals noch zusammen, mein Zimmer lag neben dem ihrigen. Ich schlief sehr tief und erwachte plötzlich. Es schien mir, daß jemand geschrien habe. Ich klopfte an die Tür. Man schien mich nicht zu hören. Ich öffnete, sie erschranken, die kleine Anny war bei ihr. ›Was suchst du da?‹ sagte Erna. Ich entschuldigte mich. ›Ich habe rufen hören‹ – und wie ich in mein Zimmer zurückkomme, liegt die Anny in meinem Bett.

Am nächsten Morgen bin ich in die Pension gezogen.«

Er schwieg wieder. Er trat in einen großen Blätterhaufen und wirbelte ihn auf.

Dann begann er: »Ich verstehe sie dennoch. Niemand kann sie so gut verstehen – und ich warte.«

»Worauf?«

»Ich warte auf den Tag, an dem sie mich rufen wird. Jeden Tag glaube ich: jetzt kommt sie. Immer, wenn in meinem Büro das Telephon läutet, zögere ich einen Moment, bevor ich den Hörer fasse. Seit einem Jahr lebe ich in dieser Spannung. Wenn ich nach Hause gehe, auf der Treppe stockt mein Herz. Jetzt, denke ich, wartet sie drinnen. Dann sehe ich das leere Zimmer. Ich schaue noch einmal genau in alle Ecken, schlage die Vorhänge zurück, denn ich erinnere mich – einmal, ein einziges Mal – an eine Nacht, in der sie mit mir lustig war. Da hatte sie sich auch hinter dem Vorhang versteckt.«

»Und wenn dieser Tag niemals kommt?« »Das gibt es nicht. Ich kenne sie genau. Sie wartet selbst auf diesen Tag. Sie weiß es gar nicht. Ich kenne sie besser, als sie sich selbst kennt.«

Wir kamen an ihr Haus. Das Dienstmädchen sagte:

»Die gnädige Frau ist gestern nacht abgereist. Hier ist ein Brief.«

Arnold steckte den Brief in die Tasche, ohne ihn anzusehen. Wir gingen den halben Weg schweigsam zurück. Dann kehrten wir in ein Kaffeehaus ein. Da las Arnold.

»Sie hat plötzlich wegfahren müssen«, sagte er. »Es wird ein Film in Ischl gedreht. Ich weiß aber nichts davon. Kann es ›Der tödliche Berg‹ sein? Oder ›Im Schatten der Riesen‹? – Es ist nämlich ein Märchenfilm, dort soll sie die Prinzessin sein.« –

Was hatten wir noch zu sprechen? Wir gingen auseinander.

nbsp;

Nach einigen Tagen sah ich in der »Illustrierten Zeitung« Erna an der Seite eines bekannten Schauspielers, der auf der Leinwand die Dämonischen gab, auf der Photographie aber ein Bergsteigerkostüm hatte.

»Die Kunst in den Bergen« hieß die Bilderreihe. Alle Jünger aller Künste trugen Alpenstöcke und waren ausgelassen vor Heiterkeit.

Es folgten zwei Monate, in denen Arnold nicht zu sehen war. Er kam nicht ins Kaffeehaus. Er kam auch nicht in den Klub. Ich besuchte ihn in seiner Redaktion.

»Alles«, sagte er, »hätte sie machen dürfen, nur nicht mit diesem Lümmel wegfahren. Die Aufnahmen für den Film ›Im Schatten der Riesen‹ beginnen erst in sechs Wochen. Wenn sie ihre Launen mit den Mädchen hat, das ist selbstverständlich. Aber wo soll das hinführen, wenn sie sich einmal mit einem Mann eingelassen hat? In aller Augen ist sie jetzt eine leichte Beute. Mit diesem Kerl! Er ist der dümmste! Er ist sogar unter Schauspielern der dümmste.

Ich hätte noch verstanden«, sprach er weiter, auf und ab gehend, »wenn sie eine außerordentliche Gelegenheit wahrgenommen hätte. Der Generaldirektor Hartwig zum Beispiel. Er bemüht sich seit Jahren um sie. Er wollte ihr eine komplette Filmgesellschaft einrichten, mit allem. Er wollte ihr das große Alga-Atelier schenken. Ich hätte mich sofort scheiden lassen, wenn ich gesehen hätte, daß sie es nötig hat.

Wenn von heute in einer Woche nichts kommt, nehme ich Urlaub und fahre hin!«

Arnold ging zum Schreibtisch, blätterte im Kalender und strich ein Datum rot an.

»Ich fahre!« sagte er.

Auf seinem Schreibtisch standen sechs Photographien seiner Frau. Erna in verschiedenen Kostümen und Rollen. Erna, Erna, Erna.

Da Arnold fortgehen wollte, legte er die Photographien in eine große Mappe und schloß sie in eine Lade.

»Ich lasse nie die Bilder stehen!« sagte er.

In diesem Augenblick brachte man Arnold ein Telegramm. Er ließ den Mantel, den er auf dem Arm gehabt hatte, fallen, den Hut und Stock. Seine Hände zitterten. Er hielt das geschlossene Telegramm einige Sekunden in der Hand. Dann ging er zum Fenster, wie um beim Licht besser zu lesen. (Denn es dämmerte schon.) Dann überlegte er eine Weile, ging zur Tür, drehte das Licht auf, zündete auch die Schreibtischlampe an, setzte sich, wie um eine größere Arbeit in Angriff zu nehmen, und öffnete das Telegramm.

»Ich reise sofort«, rief er und stürzte aus dem Zimmer.

Kapitel 17

Es war um jene Zeit, da kam der alte Herr Zipper nach Berlin. Ein Prozeß, den er schon seit vielen Jahren auszutragen hatte und von dem er manchmal zu erzählen liebte, mit einem gewissen Stolz, als handelte es sich um ein großes Verdienst, dessen Belohnung der Ausgang des Prozesses bringen würde – indessen er höchstens die Verurteilung Zippers ergeben konnte –, dieser Prozeß sollte endlich stattfinden. Und obwohl es der rechtlichen Lage nach, wie die Juristen sagten, natürlich gewesen wäre, den Prozeß in der Stadt spielen zu lassen, in der Zipper wohnte, hatte dieser es durch allerhand Künste und Kniffe, die ihm niemals gelungen wären, wenn er sie nicht zu seinem Schaden angewendet hätte, nach langen Jahren verstanden, die Verhandlung bei einem Berliner Gericht anberaumen zu lassen, weil Zipper sich einbildete, daß die »Sache schneller klappte« als in Österreich, wo »die Richter ihre Nägel kauten«. Der alte Zipper, der schon längst nach Berlin hatte kommen wollen, hatte jetzt einen Vorwand, der ihn vor seiner eigenen Frau sogar hätte rechtfertigen können, wenn sie es nicht schon längst müde gewesen wäre, von ihrem Mann Rechenschaft zu fordern. »Dieser Prozeß kostet mir schon ein schweres Vermögen«, liebte der alte Zipper zu sagen. Aber welcher Prozeß hätte schon kein Vermögen gekostet? Und wenn ich ihn fragte: »Haben Sie denn Aussichten, zu gewinnen?«, so lächelte Zipper ein wissendes und müdes Lächeln, wie einer, der die Geheimnisse der Schöpfung ergründet hat, lächeln mag, wenn man ihn fragt, ob der liebe Gott wirklich einen langen Bart habe. Zippers Augen begaben sich für eine längere Weile in unbekannte, vielleicht unirdische Regionen, aus denen sie dann leuchtend und erleuchtet auf den Fragenden zurückblickten. Und wie aus einer Welt, die der andere niemals erreichen würde, kam die Antwort Zippers: »Ob ich den Prozeß gewinnen werde? Mein lieber Freund, Prozesse hängen nicht von den Gesetzen ab, sondern vom Schicksal. Es ist meine feste Überzeugung, daß man die dicken Bücher umsonst geschrieben hat und umsonst studiert. Der Richter hat keine Ahnung, der Kläger nicht und der Anwalt auch nicht. Nur der Angeklagte ist ein wenig orientiert, und in diesem Fall bin ich der

Angeklagte« – und Zipper legte seine rechte Hand mit gespreizten Fingern auf die breite Krawatte, die den ganzen Ausschnitt seiner Weste verdeckte. »Ja, sehen Sie mich nur an! Ich bin der Angeklagte!« fuhr Zipper fort. »Und so wahr ich es bin, wird man mich auch verurteilen. Meine Anwälte meinen zwar, es gäbe Auswege. Aber ich bin für Auswege nicht zu haben. Zwar glaube ich nicht an Gerechtigkeit, aber ich glaube an das Schicksal. Es möge sich erfüllen!«

An dem Tag, an dem Arnold das Telegramm erhalten hatte, bekam auch ich eines, von Arnolds Vater. »Ankomme Mittwoch elf Uhr vormittags, entschuldigt Störung, Näheres mündlich!« lautete die Depesche. Ich mußte den alten Zipper erwarten – ich war übrigens auch neugierig genug, ihn zu sehen. Er kam mit einem eleganten Lederkoffer, den er sich eigens von einem Geschäftsfreund für diese Reise geliehen hatte. Er trug eine englische großkarierte Reisemütze und den Stock mit der Krücke aus echtem Elfenbein samt einem Schirm in einem Etui. Man konnte ihn für einen gewiegten Weltreisenden halten.

Er stieg aus dem Coupé, seinen Chronometer in der Hand – und ich hatte ihn kaum begrüßt, als er sagte, während er mit dem Zeigefinger auf das Uhrglas klopfte: »Genau eine Minute und zehn Sekunden Verspätung! Übrigens habe ich gemerkt, daß die elektrischen Uhren auf allen Stationen verschiedene Zeiten zeigen. Ich frage mich, wozu da die Elektrizität!« Und ehe wir in einen Wagen stiegen, sagte er: »Zu Arnold!« – in einem Ton, aus dem zu entnehmen war, daß der alte Zipper glaubte, jeder Chauffeur müßte die Adresse Arnolds kennen.

»Ich hätte ja Arnold selbst telegraphiert!« sagte der alte Zipper, »aber ich glaube, es ist besser, ich überrasche ihn. Er hat mir geschrieben, daß seine Frau verreist ist, also ist keine Störung zu befürchten.«

Ich erzählte dem alten Zipper nicht, daß Arnold niemals mit seiner Frau zusammen wohnte. Es hätte Mühe gekostet, seinen Fragen standzuhalten oder auszuweichen. Ich vermied es überhaupt, mit Zipper zu sprechen. Ich ließ ihn reden und dachte über ihn nach. Er hatte sich eigentlich nicht verändert. Er ist wieder jünger geworden. Der Krieg, der Tod seines jüngeren Sohnes, das Unglück seines älteren – das er doch fühlen mußte –, Sorgen, Schulden und die Beschwerden des Alters hatten ihm nur eine Trauer umgelegt, wie eine Kleidung, wie einen Mantel, den man sich anzieht, weil es draußen kalt ist, nicht weil man selbst friert. Und wie es Menschen gibt, denen ein Klimawechsel gar nichts bedeutet und denen es im Winter ebenso heiß ist wie im Sommer, nur daß sie der allgemeinen Sitte zufolge im Winter einen Pelz tragen und im Sommer ohne Weste gehen, so mochte es Menschen geben, die einen

gedankenlosen Frohsinn in ihrem Leib trugen wie die Eigentemperatur und die sich nur in eine kalte Luftschicht von Trauer hüllten, wenn ihnen etwas Trauriges zustieß. Ja, ich hatte mich geirrt! Ich hatte den Alten für einen Erledigten gehalten, vielleicht geschah es deshalb, daß ich mich mit der Intensität dem Jungen zuwandte, die ich früher nur für das Studium des Vaters aufgebracht hatte. Aber der Vater war noch eines intensiven Studiums würdig genug!

Wir kamen an, Arnold hatte gerade gegessen. Er packte. Seine Koffer standen auf Stühlen, seine bunten Krawatten hingen über den Lehnen, eine Art mondäner Leichen. Es war fast kein Platz zum Sitzen.

Arnold war keineswegs so überrascht, wie der Alte erwartet haben mochte. Er trug und wälzte ganz andere Gedanken im Kopf. Er dachte an seine Frau. »Setz dich!« sagte er nach einer flüchtigen Umarmung zu seinem Vater, ohne zu merken, daß man sich nirgends setzen konnte. »Was willst du essen?« fragte er beinahe grob. »Zwei Eier im Glas, halbweich, mit Stundenglas gekocht, nicht, wie deine Mutter es macht!« erwiderte der alte Zipper, immer noch aufgeräumt und ohne zu merken, daß er zu ungelegener Zeit gekommen war.

Erst als der Kaffee kam, hatte Arnold seine Koffer gepackt. Er war ruhiger geworden, offenbar weil er, wie so manche, dem heilvollen Irrtum erlag, daß gepackte Koffer schon eine zurückgelegte Reise garantieren.

Sie saßen einander gegenüber, der Alte und der Junge. Zum erstenmal saßen sie so einander gegenüber, nicht in ihrem Hause, nicht unter den gewohnten Möbeln, nicht in der Nähe der Mutter. Nichts mehr als Vater und Sohn. Wie ein Exempel der Geschichte, dachte ich. Vertreter zweier Generationen einer und derselben Rasse. Jeder hat die Aufgabe, seine Zeit zu repräsentieren.

»Deine Frau ist natürlich weggefahren!« begann der Alte in dem Ton, in dem er zu Hause immer gesagt hatte: »Der Tee ist natürlich lauwarm!«

»Sie hat leider einen Unfall erlitten, und ich bin auf dem Sprung, zu ihr zu fahren«, erwiderte Arnold. »Ich mag nicht, daß du in diesem Ton von ihr sprichst.«

»Ich habe es nicht böse gemeint. Was für ein Unfall übrigens?«

»Ich weiß es noch nicht, ich fahre ja erst hin.«

»Nun«, begann der Alte, »ein Unfall ist für eine Künstlerin nur eine Reklame. Man sagt, daß Sarah Bernhardt, seitdem man ihr ein Bein amputiert hat, das Doppelte verdient.«

»Um Gottes willen!« schrie Arnold.

»Ich sag ja nicht, daß man deiner Frau ein Bein amputieren wird. Sie wird auch nicht ein Drittel von dem verdienen, was die Sarah Bernhardt verdient.«

»Wer spricht denn unter solchen Umständen vom Geld?«

»Ich habe dir oft aushelfen müssen, mein Sohn, seitdem du mit ihr verheiratet bist. Und du weißt, daß meine Geschäfte nicht die besten sind. Mein Prozeß kostet mir schon ein schönes Geld. Jetzt habe ich noch diese kostspielige Reise bezahlen müssen.«

»Wie kannst du mir in dieser Situation das Geld vorwerfen? Du weißt, daß ich eine Künstlerin geheiratet habe.«

»Kunst geht nach Brot!« bestätigte der alte Zipper.

»Und ich will dir gleich sagen«, fuhr Arnold fort, »daß du mir morgen noch für die Reise Geld beschaffen mußt. Es ist gut, daß du gekommen bist. Wenn Erna wirklich einen Unfall erlitten hat, muß ich sie in das allerbeste Sanatorium bringen. Sie soll nicht daran denken, Vorschüsse zu nehmen, die sie für Jahre verpflichten. Ich muß ihr die materielle Freiheit sichern.«

»Wieviel Geld brauchst du?« fragte der Alte. In diesem Augenblick ahmte er einen der vielen amerikanischen Milliardäre nach, die er im Kino gesehen hatte, jene Milliardäre, die das Scheckbuch lose in der Westentasche tragen und bereit sind, ihren Söhnen mit väterlicher Großmut aus schwierigen Lagen zu helfen.

»Soviel du aufbringen kannst!« sagte Arnold.

»Das geht zu weit!« empörte sich der Alte, der jeden Monat vergebliche Anstrengungen machen mußte, um einen seiner fälligen Wechsel zu prolongieren.

»Wenn man nur wüßte, ob die Kunst sie wirklich ganz okkupiert hat«, fuhr der alte Zipper fort, ruhiger und mit dem Ton eines Sachverständigen, der sich selbst seine Sachkenntnis durch die Wahl einer so präziösen Wendung bestätigt.

»Sie ist die leidenschaftlichste Schauspielerin, die ich jemals gesehen habe!« rief Arnold. »Für eine einzige Bewegung ihrer Hand gebe ich alle Monologe der berühmten Tragödin.«

»Zur großen Tragödin fehlt ihr schon die Statur!« widersprach der alte Zipper. »Übrigens habe ich sie noch nicht gesehen!«

»Oh, wenn sie jetzt gesund wäre, du würdest sie heute abend sehen und mir recht geben.«

»So, sind Sie auch von ihr überzeugt?« fragte mich der Alte.

»Ich glaube, daß sie sehr viel kann«, erwiderte ich.

»Ja, ja, sie kann viel!« wiederholte Zipper. Und schon merkte ich, wie in dem Alten der Stolz auf die Schwiegertochter wieder erwachte, den er nur zurückgedrängt hatte, gleichsam um sich selbst und seine verletzte Eitelkeit auch einmal zur Geltung zu bringen. Erfüllt von dem Gegenstand seines Prozesses und die Rolle vorbereitend, die er morgen vor dem Gericht – und vor einem Berliner, wo alles klappte – spielen würde, hatte er sich gezwungen gesehen, seiner Schwiegertochter weniger Bedeutung beizumessen, als sie in ruhigen Zeiten verdiente. Nun aber war sie durch den Unfall nicht nur als Privatmensch, sondern auch als Schauspielerin wieder zur größeren Geltung gekommen. Der alte Zipper widersprach seinem Sohn eigentlich nur noch aus dramatischen Gründen, um sich auszusprechen, um den Dialog nicht absterben zu lassen und weil er sich gerne den Anschein gab, daß er nur sehr schwer und nur nach längerer Zeit zu überzeugen war.

Deshalb stritten sie noch eine Weile über das Genie Ernas.

Über den Alten wunderte ich mich nicht. Ich beobachtete einigermassen erstaunt meinen Freund Arnold. Mir war, als hätte ich die Ähnlichkeit zwischen Vater und Sohn erst in dieser Stunde feststellen können, in der sie miteinander über einen Gegenstand stritten, von dem sie eigentlich das gleiche dachten. Ich bemerkte in Arnolds Angesicht denselben Zug einer verspielten kindischen Seligkeit, die das Angesicht des Alten so schicksalhaft zeichnete. Nur, daß sie in Arnolds Angesicht von einem traurigen Schleier überweht schien. Es war, als besäße der Sohn schon das Wissen von der Lächerlichkeit seiner selbst und wäre deshalb tragisch; während der Vater noch die gleiche Eigenschaft mit dem siegreichen Stolz eines Menschen trug, der zu wissen glaubt, daß er gerade infolge dieser Anlage triumphieren wird.

Wir saßen noch lange so – Arnolds Zug ging erst am Abend –, tranken viele Tassen Kaffee und sprachen von Erna. Endlich – es dämmerte schon – sagte Zipper mit erhobener Stimme, und er glich einem Fanatiker der Gerechtigkeit, der nur ihren Triumph will und auf seinen eigenen verzichtet:

»Was Recht ist, ist Recht! Der Wahrheit die Ehre! Zeig mir ein Bild von Erna!«

Arnold brachte ein Dutzend Photographien. Erna in verschiedenen Rollen. Der alte Zipper zog ein Vergrößerungsglas aus der Tasche, kniff ein Auge zu und betrachtete, über den Tisch gebeugt, die Photographien.

Endlich sagte er:

»Du scheinst recht zu haben! Sie hat eine edle Haltung, möchte ich sagen! Ich hör sie fast deklamieren! Medea! Am Schluß, wie sie die

vergifteten Gewänder hinüberschickt, du weißt schon! Schade, daß ich so selten im Burgtheater bin. Da kriegt man nicht leicht Freikarten, und außerdem laß ich mich nicht gerne traurig machen. Aber sie hat eine edle Haltung, diese Frau. Wenn sie einmal zum Burgtheater kommt, werde ich doch hingehen!«

Und Arnold, Arnold, der seinen Vater so genau kannte wie ich, Arnold rief: »Nicht wahr, sie ist eine große Schauspielerin?!« Als hätte er die Kritik aus dem Munde eines großen Kenners vernommen.

Der Abend fiel ins Zimmer und verwischte die Züge in beiden Gesichtern. Jetzt saßen sie da und glichen einander wie zwei Brüder. Man sah weder des Alten graue Haare noch die braunen des Jungen.

Sie saßen beide im Abend wie in einem Schiff und segelten langsam, töricht und selig dem gleichen Schicksal entgegen.

Kapitel 18

Am nächsten Vormittag fand Zippers Prozeß statt. Und obwohl dieser Prozeß nur eine unbedeutende Episode im Leben der beiden Zippers bedeutete und in dem Bericht, den ich eben verfasse, kein wichtiges Detail werden kann, darf ich es mir doch nicht versagen, so viel von der Gerichtsverhandlung mitzuteilen, als ich selbst zu wissen glaube. Denn ich war nicht während der ganzen anwesend. Auch hatte ich weder Zeit noch Lust, mich, wie die Juristen sagen, in die Materie des Prozesses zu versenken. Ich weiß im allgemeinen nur, daß der alte Zipper selbstverständlich im Unrecht war und daß er es aus Leichtsinn und Freude an unangenehmen Geschäften auf den Prozeß hatte ankommen lassen. Es handelte sich um Aufträge auf Papierlieferungen nach Deutschland: so viel im allgemeinen. Aber der Gegenstand der Verhandlung kümmerte mich ja weniger als seine Hauptperson.

Ich kam in den Gerichtssaal, nachdem die Verhandlung schon zwei Stunden gedauert hatte. Es waren nur sehr wenige Zuhörer da. Der alte Zipper bemerkte mich sofort. Er saß neben seinem Verteidiger, und obwohl dieser die gewohnte Robe des Gerichtsmenschen trug, erschien der alte Zipper weitaus feierlicher und gewissermaßen juristischer. Er trug einen schwarzen Anzug, ein Zylinder lag vor ihm auf der Bank, er blätterte in den Papieren einer Aktentasche, trank jedesmal einen Schluck Wasser und blickte von Zeit zu Zeit in den Zuhörerraum, obwohl so wenige Leute ihm zusahen. Er sah mich sofort, als ich eintrat, winkte mir leutselig mit der Hand und wies mir auf der ersten Bank einen Platz an. Er lächelte mir zu. Er spielte mit einem Bleistift, schnitzte ihn und verursachte ein schwirrendes, regelmäßiges Geräusch, das den Richter veranlaßte, einen Augenblick innezuhalten, obwohl er gerade dabei war, einen sehr langen und wichtig klingenden Satz auszusprechen. Es schien, daß niemand im Saal etwas Merkwürdiges am alten Zipper zu bemerken hatte. Vielmehr waren alle von seiner Würde eingenommen. Wahrscheinlich glaubten sie, die ihn nicht so gut kannten wie ich, er folge mit geschärfter Gewissenhaftigkeit dem Gang der Handlung und er sei seines Rechtes so gewiß, daß er nur noch mit einer großen und dem Kläger

ungünstigen Überraschung in seiner Aktentasche bis zum Schluß warten wolle. Sooft der Anwalt Zippers etwas sagte, horchte der Alte auf, um einen Augenblick später verneinend den Kopf zu schütteln. Ja, dieser sonderbare Angeklagte ging so weit, daß er sich vor den Blicken seines Verteidigers mit dem Richter durch verständnisvolles Augenzwinkern über die Naivität des Anwalts lustig zu machen schien. Der Verteidiger setzte sich wieder, einigermaßen verwirrt, und erkundigte sich beim alten Zipper, ob er etwa einem Irrtum unterlegen sei. Und breit und umständlich begann der Angeklagte, seinem Anwalt die Materie flüsternd auseinanderzusetzen. Dieser, der sie vermutlich schon gekannt und nur versucht hatte, sie durch eine besonders nuancierte Darstellung für seine Zwecke brauchbar zu machen, erhob sich wiederum. Sobald er aber mehr als einen Satz gesprochen hatte, begann der alte Zipper ihn wieder durch ein immer heftigeres Kopfschütteln zu dementieren. So, daß schließlich der Richter den Alten selbst aufforderte zu sprechen. Nun begann Zipper Wort für Wort zu wiederholen, was sein Anwalt gesagt hatte. Denn auch er war klug genug, die Sachlage günstiger zu deuten, als sie etwa das Gericht oder der Vertreter der Anklage auslegen mußten. Aber außerstande zu schweigen, während man seine Angelegenheit besprach, und leicht gekränkt über die stumme Rolle, zu der ihn sein Verteidiger verurteilte, leugnete der alte Zipper, wenn er saß, die Tatsachen, die er selbst erzählte, wenn er aufstand. Und sooft ihn, während er mit dem Kopf verneinte, der Richter fragte: »Also, Herr Zipper, geben Sie zu –«, erhob er sich, um zur allgemeinen Überraschung zu erklären: »Keineswegs. Ich stimme vollkommen mit meinem Herrn Verteidiger überein.« Hierauf machte Zipper eine Verbeugung vor dem Gericht, eine leichtere vor seinem Anwalt, setzte sich, wandte mir den Kopf zu und lächelte.

Es schien, daß infolge dieser ungewöhnlichen Gebräuche des Angeklagten der Prozeß noch verwickelter werden könnte. Infolgedessen machte sich auf den Gesichtern aller Beteiligten eine leise Ermattung bemerkbar. Nur das Gesicht des Alten war strahlend, frisch, er sah aus wie aus einem Bad gestiegen, ich zweifle, ob er einen solchen Triumph gezeigt, wenn er den Prozeß gewonnen hätte. Der Verteidiger, der die allgemeine Müdigkeit für seine verlorene Sache ausnutzen wollte, erhob den Antrag auf unbestimmte Vertagung, auf die Vorladung neuer Zeugen und erklärte, neue »Unterlagen« beschaffen zu wollen. Das Gericht vernahm diesen Antrag mit Freude und gab ihm statt. Zipper machte eine tiefe Verbeugung, schloß mit einem schnarrenden Geräusch die Aktentasche und verließ den Saal mit so gemessener Langsamkeit, den

Zylinder in der bereits behandschuhten Rechten, daß sich der Gerichtsdienner, wahrscheinlich ohne es zu wissen, vor ihm verneigte wie vor einem Staatsanwalt.

Ich hatte erwartet, daß der Herr Zipper mit mir über den Prozeß sprechen würde. Er aber begrüßte mich mit der Frage: »Ist Arnold schon verurteilt?« Und als ich bejahte, sagte Zipper: »Dann werde ich ihm das Geld schicken. Ich werde mir bei meinem Rechtsanwalt den Vorschuß zurückgeben lassen. Er ist übrigens ganz unfähig, mein Herr Rechtsanwalt. Ich wollte ihn nur nicht blamieren. Wissen Sie, woran ich während der ganzen Verhandlung gedacht habe? Ich habe mir vorgestellt, daß es besser gewesen wäre, meinen Sohn Rechtsanwalt werden zu lassen. Arnold hat ein ausgesprochen juristisches Gehirn.«

Am Abend fuhr der alte Zipper nach Hause. Als ich ihm auf dem Bahnhof die Hand gab, sagte er unvermittelt: »Werden wir uns noch wiedersehen?« Es war, als wenn plötzlich eine Wolke über seine sonnige Torheit dahergesegelt käme. Vielleicht hatte ihm der Tod, der schon hinter seinem Rücken stand, leise auf die Schulter geklopft. Ich wollte ihm noch mit einem üblichen Troste antworten. Aber der Zug glitt mir vor dem geöffneten Mund davon, und es blieb mir nichts übrig, als meinem alten Freund nachzuwinken. Sein Taschentuch konnte ich noch lange unterscheiden. Es schien heftiger zu flattern als die andern.

Kapitel 19

Am selben Abend noch sah ich den Dämonischen im nächtlichen Klub. Er erzählte, daß Erna vom Pferde gestürzt sei und sich verletzt habe. Er hätte zurück müssen, weil sein Geld zu Ende gegangen sei, die Aufnahmen noch immer nicht begonnen hätten, kein Mensch von der Direktion sich hätte blicken lassen. Infolgedessen habe Erna um ihren Mann telegraphiert.

Es erwies sich, daß Erna schwer krank war. Sie wurde in ein Sanatorium nach Berlin gebracht.

Das war Arnolds schönste Zeit. Denn er durfte bei ihr die ganze Nacht über bleiben, er wohnte im Sanatorium.

Bei Tag empfing sie die Besuche, die einer Künstlerin gebühren, wenn sie einen Unfall erlitten hat. Sie erhielt sämtliche Genugtuungen, die in solchen Fällen in Betracht kommen. Sie erfuhr den ganzen Umfang der Wertschätzung, den man ihr zollte. Nichts Angenehmeres, als eine Art von Nachrufen zu lesen und zu wissen, daß man am Leben bleibt.

Man verschob die Aufnahmen. In manchen Berichten über Feste und Bälle stand es, daß man sie »vermißte«. Oh, süße Einrichtung eines blumengeschmückten Krankenlagers! Glückliche Folge eines schweren Unfalls! Aufgesucht- und Vermißtwerden in einem!

Man mußte sie operieren. Es stellte sich heraus, daß sie eine längere Zeit hinken würde.

Allmählich verschwand ihr Name aus den Blättern. Der Film wurde ohne sie gedreht. Ihre Stellvertreterin hatte gute Kritiken. Die Vorschüsse schränkte man ein. Sie verließ das Sanatorium. Arnold zog in ihre Villa.

Sie verkaufte das Automobil. Sie entließ den Gärtner. Die Freundinnen zogen aus. Das Grammophon nur blieb im Hause. Die Besuche wurden selten. Es schien, daß die jungen Zippers nur von Arnolds Einkünften lebten.

Sie verkauften das Haus und zogen in die Stadt und mieteten eine Wohnung. Zuerst war es eine große Wohnung in einem Vorderhaus. Dann erfuhr Arnold, daß eine ebenso große Wohnung, aber um die Hälfte billiger, in einem Hinterhaus zu vermieten wäre. Und sie zogen in ein

Hinterhaus. Man passierte, ehe man zu ihnen gelangte, einen langen Flur, einen geräumigen Hof, in dem Hühner gackerten. Der Portier hielt die Fenster seiner Küche offen. Man roch, was er aß. Jetzt hatte Arnold auch einen Salon. Es war nicht mehr, wie bei ihm zu Hause, ein dunkler, feuchter Salon. Es war ein warmer, trockener. Auf der Kommode standen winzige Buddhas mit Schublädchen in den Bäuchlein. In diesen Schubladen lagen Kleinigkeiten, Abfälle, Bestandteile von den Toiletten Ernas.

Sie hatten ein Dienstmädchen, eine strenge Frau mit einem Angesicht wie eine Baumwurzel, knollig, schwarz. Sie steckte in einer langen blauen Schürze. Das Muster erinnerte mich an die Schürze der Frau Zipper.

Man aß in einem Zimmer, dessen Tür zur Küche führte. Man aß an einem runden kleinen Tisch, jeden Tag ließ Erna neue Blumen bringen.

Mit großer Sorgfalt las sie alle Zeitungen, die sie früher nicht einmal dem Namen nach gekannt hatte. Seitdem ihr Ruhm verfiel, suchte sie nach den Neuigkeiten der Welt, der versunkenen Welt, mit Qual und Neugier. Da sie sich vorläufig ohne Ziel sah, schien es, daß ihr Verstand sich verringerte. Er war ein Apparat, der nur unter bestimmten Bedingungen funktionierte.

Erna wurde empfindlich, mißtrauisch, weinerlich, eine klägliche kleine Frau. Sie kombinierte immer noch scharf, aber falsch. Sie verdächtigte Arnold, daß er nicht genug für sie arbeite. »Es wäre seine Pflicht«, sagte sie, »mich jeden Tag der Welt ins Gedächtnis zu rufen. Er aber ist froh, daß ich nicht spiele.« Kam er nach Haus, erzählte er, daß er in einer Gesellschaft gewesen sei, so fragte sie: »Hat man von mir gesprochen?« Haarklein mußte Arnold berichten, bei welcher Gelegenheit, warum, wieso die Rede auf Erna gekommen wäre. Er mußte die Kleider der Frauen schildern, seine Gespräche wörtlich wiedergeben. War sie nicht einmal auch von ihrer Mutter ausgefragt worden?

Ihr Gebrechen heilte nicht. Wenn es kalt war, wurde es schlimmer. Man schickte sie im Winter nach Nizza. Allein wollte sie nicht fahren. Arnold mußte sie begleiten. Er bekam sechs Wochen Urlaub. Als sein Urlaub zu Ende war, zwang sie ihn, bei ihr zu bleiben. Sie machten Schulden. Der alte Zipper schickte noch einmal Geld.

Ein halbes Jahr später traf ich Arnold in Monte Carlo. Er spielte und gewann. Es waren keine großen Summen. Aber er konnte mit seiner Frau von den Gewinnen leben. Er gewann jeden Tag ein paar hundert Francs.

»Ich habe gar kein System«, sagte Arnold, »ich gewinne, einfach, weil ich bescheiden bin. Ich gehe jeden Vormittag hierher, langsam,

gedankenlos, wie man in ein gleichgültiges Amt geht, wo einem nichts zustoßen kann. Jeden Abend um sechs Uhr löse ich die Marken ein. Nie waren es mehr als tausend Franken. Manchmal sind es hundert, manchmal dreihundert, manchmal siebenhundertfünfzig.«

»Was macht Erna?«

»Es geht immer besser. Sie nimmt zu und sorgt schon wieder fürs Magerwerden. Sie ist entschlossen, wieder zu spielen.

Ich glaube aber nicht daran. – – Sie ist mir übrigens ganz gleichgültig.«

»Gleichgültig?«

»Ja, warum nicht? Ich bin nicht verliebt. Wir leben wie ein altes Ehepaar. Ich bin nur zu faul, um mich von ihr zu trennen. Ich habe mich schon so daran gewöhnt, an diesen Spielsaal, an den täglichen Autocar nach Nizza und zurück, an Erna, die beim Fenster sitzt oder am Wasser. Ich lebe nicht schlecht.«

Ich fuhr weg, Arnold versprach mir zu schreiben. Er schrieb nicht mehr in den nächsten Monaten.

Einmal las ich in einer Zeitung, daß Erna wieder zum Film zurückgekehrt sei. Sie werde nach Amerika gehen.

Einige Monate später sah ich einen amerikanischen Film, in dem sie spielte. Es war ein »Spielfilm«, wie die technische Bezeichnung lautet. Erna war eine Frau in reifen Jahren, Rivalin einer Sechzehnjährigen in dem Kampf um einen Mann in den Vierzigern. Die Sechzehnjährige war ihre Nichte. Diese hatte die meisten Chancen, weshalb Erna Sympathien gewann. Sie siegte am Schluß. Sie hatte klug, aufrichtig und überlegen zu sein, ein wenig hart, voll bitterer Kenntnis des Lebens, skeptisch in bezug auf Männer, aber mit einer genügend starken Quantität Herz begabt, um in der Einsamkeit traurig zu werden; jedoch wieder nicht so sentimental, daß sie etwa geweint hätte. Man sollte vielmehr wissen, daß jede andere an ihrer Stelle geweint hätte. Sie aber war von jenen, welche die Tränen, wie man sagt, tapfer verschlucken. Im Leben wäre sie freilich von der Sechzehnjährigen verdrängt worden. Denn das Leben ist gerecht und sparsam mit Erfolgen gegen jene, die gezeigt haben, daß sie auch ohne äußeres Glück zu bestehen wissen. Die besondere Filmgerechtigkeit der Vereinigten Staaten aber krönte die Verdienste Ernas.

Ich konnte noch erkennen, wie sie leise hinkte. Das Publikum merkte es gewiß nicht. Wahrscheinlich, dachte ich, wird sie in dem zauberhaften Hollywood eine neue Hüfte aus Platin oder auch aus Alabaster bekommen, damit das schwache Bein in einer zuverlässigen Wurzel haften konnte. Was konnte man nicht alles in Amerika.

Es tat mir leid, daß ich nicht sehen konnte, wie sie drüben ihre Karriere arrangiert hatte. Dieser Film, den ich jetzt sah, gab mir nur eine ferne Ahnung von allen Experimenten, die ihm vorangegangen waren.

Ich ging noch einmal und noch ein drittes Mal in den Film. Immer wieder schien es mir, daß ich aus einer Szene, aus ihrer Miene, aus ihrer Bewegung mehr erraten könnte, als dieses Drama zu geben hatte. Aber ich erfuhr nichts Neues. Ich prägte mir nur ihr Gesicht ein. Sie sah im Film schön aus, so schön, wie man nur in Amerika sein kann. Sie war so edel, wie man nur in Amerika sein kann, wenn man siegreich ist. Sie war so weiblich, so hilfsbedürftig, so rührend in den paar Minuten, in denen ihr eine unerbittliche Einsamkeit drohte, daß man sie für eine vollkommene Frau hielt.

Plötzlich kam von Arnold eine Postkarte, eine Ansichtskarte aus Lissabon, mit einem Gruß. Nach einigen Wochen kam noch eine Karte, diesmal aus Boston. Nach längerer Zeit erhielt ich eine dritte aus Amsterdam. Was war mit ihm geschehen? Was für ein Schicksal wirbelte ihn so heftig in der Welt herum?

Ich sollte es bald erfahren.

Kapitel 20

Einige Monate, nachdem ich die letzte Karte Arnolds aus Amsterdam erhalten hatte, fuhr ich nach Wien.

Ich beschloß, das Haus Zipper aufzusuchen, nicht nur, weil mich Arnolds Schicksal interessierte, sondern auch, weil ich mit dem alten Zipper sprechen wollte. Schon sah ich die geräuschvolle Straße wieder, in der sie wohnten, das breite Haus mit der falschen Marmorstukkatur, rechts den »Galanteriewarenladen«, in dessen Schaufenstern alle Gegenstände zum »Luxus« gehörten und alle aus einem anderen Material bestanden, als man auf den ersten Blick glauben mußte. Was wie Krokodilleder aussah, war künstlich verändertes Kalb, Schlangenhaut kam von Eidechsen, Seide war Kunstseide, Saphire waren Glas, goldene Ringe waren Doublé, silbernes Besteck war Alpaka, Stahl war Nickel, Schildpatt war Kautschuk, und selbst das Eisen war nicht echt. Ich sah den alten Photographenkasten an der linken Seite des Eingangs, in dem immer wieder neue Brautpaare ausgestellt wurden. Als ich ihn das letztemal betrachtet hatte, hing noch eine Photographie vom alten Zipper in der Feldwebeluniform da, das letzte Bild aus der Zeit des Krieges – alle anderen Uniformen hatte der Photograph entfernt. Der alte Zipper war geblieben, weil der Photograph wahrscheinlich Rücksicht auf einen so würdigen und engen Nachbarn genommen hatte.

Ich sah die kalte Stiege aus Stein, den grünen zerfransten Teppich, der nur bis zum zweiten Stock lief, das Geländer aus Eisen und die bunten Fensterscheiben in den Korridoren, mit den weiß eingelegten nackten Frauen, sogenannten symbolischen Figuren. Ich roch die Düfte der Wohnungen, die man passierte, ehe man zu den Zippers kam, Erbsen, Menschen und Betten, ich sah den Zettel an der Tür der Zippers: Bitte stark klopfen, Glocke funktioniert nicht – seit wieviel Jahren funktionierte sie nicht mehr? –, und das dunkle Vorzimmer, in dem seit meiner frühesten Jugend ein Regenschirm im Ständer lehnte, von dem niemand wußte, wer ihn vergessen hatte. Wir spielten dann mit ihm. Allmählich hatte er seine Haut verloren, man sah sein dürres stählernes Skelett.

Endlich stellte ich mir den alten Zipper vor – den »alten Zipper«. Immer war er für mich alt gewesen, noch als er selbst glaubte jung zu sein. Wie alt war er erst jetzt! Wie grün mußte sein schwarzer Anzug schon geworden sein, wie grau seine weiße Krawatte, wie locker der Elfenbeingriff seines Stockes; wie sanft mußte er jetzt mit seiner Frau umgehen, vielleicht lebten sie zusammen wie ein paar alte Tauben. Sie konnten keine giftigen Pfeile mehr gegeneinander abschießen, das Gift war ungefährlich geworden, oder die Körper waren schon daran gewöhnt. Kam Zippers Bruder aus Brasilien noch zu Ostern? Wohnte der Sekretär Wandl noch im Salon?

Wenn ich daran dachte, daß ich bald wieder bei den Zippers im »Speisezimmer« sitzen sollte, so war es mir, als rief ich einen alten langweiligen Schmerz wieder zurück, der einen die ganze Kindheit lang begleitet hat, etwa geschwollene Mandeln, und dem man dennoch ein paar sorglose Stunden im Bett zu verdanken hat. An den vielen Veränderungen im Hause Zipper, an den traurigen Resultaten der traurigen Bemühungen, die schon immer eine falsche Fröhlichkeit vorgetäuscht hatten, an diesen zuschande gewordenen Hoffnungen, deren Farbe schon immer einen falschen Schimmer gehabt hatte, als wären sie nicht grün von Natur, sondern nur grün gemalt – an diesem traurigen Wechsel ermaß ich die Zeit, die ich selbst zurückgelegt hatte. Nun kam ich bald in das Alter, in dem Zipper schon ein Vater gewesen war. Mir aber kam es immer noch vor, daß ich mit Arnold in die Schule gehe. Rechts an der Ecke saß er, in der dritten Bank.

Ich hatte eine gewisse Zärtlichkeit für den alten Zipper, er war gut zu mir und manchmal fröhlich mit mir gewesen. Er hatte gesagt: »Zeig mir mal deine Hand her, du hast dich ja verletzt? Wir wollen in die nächste Apotheke gehen und etwas draufgeben lassen.« Und als unsere Marschkompanie abging, rief er noch: »Sieg in Lublin!« – Alles war falsch gewesen, was er unternommen hatte. Er kaufte in der Apotheke etwas Falsches für die verwundete Hand, und er tröstete uns mit einem Sieg, der uns nichts half. Seine Witze waren nicht heiter, sein Ernst war lächerlich, sein Ehrgeiz rannte schief zum Ziel, er war ein Redner mit einem schlechten Gedächtnis, ein Tischler, der nichts herzustellen wußte, ein Geigenmacher, der nur ein Lied spielte – und dieses Lied war traurig, und bei diesem Lied war er munter. Aber er hatte doch meine Tage ausgefüllt. Arnold hatte ihn mir manchmal geliehen.

Ich ging am frühen Vormittag zu Zipper, weil ich wußte, daß er nach einer alten Gewohnheit um elf Uhr durch die Straßen spazierte, daß er nach dem Essen im Kaffeehaus saß, daß er am Abend seine Freikarte im

Kino ausnützte. Ich war etwa zehn Schritte vom Haus entfernt, hellgelb lag die Sonne auf der Straße, da sah ich, wie man einen schwarzen Kasten in einen schwarzen Wagen lud, zwei Männer in schwarzen Zylindern stiegen dann auf den Bock, die Zügel strafften sich, und hurtig rollte der Totenwagen im Sonnenglanz dahin.

Kein anderer als Zipper war gestorben.

Der Galanteriewarenhändler erzählte es mir. Vor einer Woche war die Frau Zipper zu ihrem Bruder nach Brünn gefahren. Noch gestern hatte der Alte zu ihm, dem Galanteriewarenhändler, gesagt, seine Frau bliebe zu lange weg. Nach einer so glücklichen Ehe könne man nicht einmal zehn Tage mehr allein sein. Am Abend ist er gestorben. Die Hausmeisterin hat um sechs Uhr früh auf den Friedhof telephoniert. In dem Augenblick war Zipper gestorben, in dem er, wie jeden Abend, seine Uhr – wie genau erinnerte ich mich an sie – hatte aufziehen wollen. Er ließ sie fallen und fiel selbst hin. So hat ihn dann das Dienstmädchen gefunden.

Drei Tage später sah ich, wie man ihn begrub. Die Frau Zipper stand am Grab, sie weinte nicht. Alle ihre Tränen sind schon längst vergossen, dachte ich. Mitglieder vieler Vereine hielten Reden. Arnold war nicht da.

Nach zwei Tagen wollte ich zu seiner Mutter gehen und nach ihm fragen.

Kapitel 21

Am nächsten Vormittag begegnete ich einem gemeinsamen Freund von Arnold und mir, dem Eduard P.

Hager und leise, immer in der Nähe der Wände und der Straßenränder, niemals in der Mitte eines Raumes wandelnd, erinnerte P. an einen Schatten, der sich von seinem Körper frei gemacht hat, nie mehr nach ihm sucht und auf ein körperliches Dasein verzichtet hat. Er wandelt nicht nur an den Rändern der Straße, sondern auch an den Rändern der Ereignisse. Er säumte sie ein gewissermaßen. Von außen her und als gehörte er nicht zu dieser Welt, nahm er Stellung zu ihr und ihren Vorgängen.

Zwar tat er es mit Leidenschaft. Zwar konnte er sich über Häßliches aufregen, Mittelmäßiges verachten, Schönes bewundern. Aber selbst dann war er eher ein eifernder Geist als ein eifernder Mensch, seine Leidenschaft kam aus dem Jenseits, das Maß, das er an die Menschen und ihre Taten anlegte, war kein irdisches und sein Urteil infolgedessen ungerecht. Er hatte eine himmlische oder eine höllische, jedenfalls keine menschliche Gerechtigkeit. Von allen Menschen, die ich kannte, scheint er am ehesten begabt, die unverständlichen Schicksale, die aus unbekannten Händen verschüttet werden, zu begreifen.

Er kam aus dem Kaffeehaus der Literaten und Künstler, auch er. Aber dort war er nicht Gast wie alle andern, sondern eine Art Geist des Hauses, ein Gespenst vielleicht, die Seele eines längst verschollenen Schriftstellers, der keine Bücher hinterlassen hatte und der in einem Kreis mit dem Jenseits vertrauter Leute keine Veranlassung fand, nach üblicher Gespenstermanier zu spuken, sondern Grund hatte, sich mit ihnen menschlich zu unterhalten. Er las keine Bücher, er besuchte kein Theater, aber er wußte, was geschrieben und was gespielt wurde. Er gab keine Urteile ab, es schien ihm leichtsinnig oder auch zu geringschätzig, ein Urteil über ein einzelnes Werk abzugeben. Er wies jeder Erscheinung ihren Platz im Jahrhundert an, und von dem Gipfel aus, von dem man auf drei oder sechs Jahrtausende herabschaut, sprach er über ein winziges

Buch, das in einem kleinen Schublädchen seines Jahrzehnts seinen Platz und sein Vergessen gefunden hatte.

Ich erinnerte mich, daß ich P. immer gemieden hatte aus Angst vor der Höhe, auf der er sich befand und von der es eisig auf mich herabwehte. Schließlich lebt man, ist jung, hat Hoffnungen, möchte zwar ewig dasein, fühlt sich aber dennoch glücklich innerhalb des beschränkten Himmelsrunds, das über ein paar Jahrzehnte menschlichen Lebens gestülpt ist, und will am liebsten nichts wissen von der Geringfügigkeit, der Bedeutungslosigkeit eines Worts, das man spricht, einer Handlung, die man begeht, eines Schmerzes, den man erleidet. Es war, wenn man mit P. sprach, als blickte man in die Milchstraße und erlebte an hunderttausend Sonnen und an Millionen Planeten das Schicksal, das unserer Sonne und unserer Erde einmal beschieden ist. Seine Unerbittlichkeit war nicht hart und nicht grausam, denn man fühlte, daß sie notwendig war. Aber man mußte wahrscheinlich sehr alt geworden sein, um mit P. überhaupt sprechen zu können.

P. hatte noch niemals diese Stadt verlassen. Er war krank, er war auch nicht in den Krieg gegangen, er wartete auf den Tod. Da es feststand, daß er sterben würde, wunderte man sich immer darüber, daß er noch lebte. Manche nahmen es ihm übel, daß er sein Wort nicht hielt. Vielleicht hatten sie Angst vor ihm wie ich.

Ich hätte jedenfalls nicht gedacht, daß er den alten Zipper überleben würde. Denn obwohl Zipper weit älter war, so schien er mir doch wegen all seiner sonderbaren Eigenschaften eine Ewigkeit dauern zu sollen. Es war, als stünde der alte Zipper nicht im gewöhnlichen Leben, sondern in einer anderen, dem Verderb und dem Untergang nicht unterworfenen Abteilung des Lebens, während der junge Eduard P., obwohl schon ein Geist, dennoch als Körper ein schwächliches Mitglied dieser Welt war, über die der Tod stündlich ausgeschüttet wird wie Schnee im Winter.

»Ich habe heute in der Zeitung gesehen«, sagte P., »daß der alte Zipper gestorben ist. Haben Sie ihn gekannt? Er war ein Tartarin eines bestimmten Wiener Bezirks. Ein Ausbund von liberalem Kleinbürgertum, ein Spießer, den ich verabscheut hätte, wenn nicht sein konfuser Kopf seine Entschuldigung gewesen wäre.«

»Wissen Sie vielleicht, wo Arnold ist?«

»Ah, Sie kennen nicht Arnolds Schicksal? Wenn ich mich recht erinnere, haben Sie immer gesagt, das Leben sei niemalsso inkonsequent wie die Schriftsteller. Wenn ich mich erinnere, war es der Text Ihrer Predigt im Kaffeehaus am Abend, in der ›Roten Ecke‹ auf dem Sofa: es sei Aufgabe des Autors, abzuschreiben, was er sehe. Hab ich mir's gemerkt?

Wenn Sie nun ein Romanschriftsteller aus der guten alten Schule wären, dann hätten Sie einen ausgezeichneten Stoff: Arnolds Leben. Sie wissen, daß er mit Erna in Monte Carlo von täglichen Gewinnen gelebt hat. Ist das nicht romanhaft genug? Nun, warten Sie! Dieser schlaun Erna (auf die Sie auch einmal hereingefallen waren, Sie auch) gelingt es, von Nizza aus, wo sie einen Filmamerikaner kennenlernt, nach Hollywood zu gelangen. Wahrscheinlich haben Sie schon ihren letzten Film gesehen. Eine ausgezeichnete Rolle. Das ist endlich die gute Schauspielerin ohne eine Spur von Talent. An dem Tag, an dem die Frau aus Monte Carlo abreist, fängt Arnold an zu verlieren. Er muß leben. Aber was hat er gelernt? Sein Vater hat ihn zu einem Genie erzogen, wie mein Vater mich – aber mir hat es nicht geschadet, weil ich ohnehin lebensunfähig bin. Arnold hat seinem Vater nur ein einziges Handwerk zu verdanken: er spielt, wie Sie noch wissen, Geige und Klavier. Was macht man in diesem Fall? Sie erinnern sich vielleicht noch, wie Arnold spielte? Kein gottbegnadeter Künstler selbstverständlich! Aber »es geht zum Herzen«, hätte der alte Zipper gesagt. Vielleicht hätte er doch ein Musiker werden sollen. Erinnern Sie sich, was für ein herrlicher Kiebitz das war? Wie er immer an unserem Tisch gesessen ist und geschwiegen hat? Na, Nebensache, kommen wir zu Ihrem Roman.

Arnold ging also in ein Musikcafé, man brauchte keinen Klavierspieler, aber einen ersten Geiger. Einmal am Abend, Solostück, mit Klavierbegleitung. Ave Maria oder so was. Sie kennen diese Pausen der Andacht, wenn die Leute von Welt verlegen werden und die kleinen Bürger andächtig. Haben Sie schon bemerkt, wie die Leute ihren Kaffee schlürfen, beim Solo? Dann klatschen einige und verlangen zum Ärger der Menschen von Welt noch ein Stück. Der Sologeiger verneigt sich. Er spielt nicht mehr. Er wird nicht für zwei Solos bezahlt. Aber der Kapellmeister gibt ihm einen Wink. Da steht er auf und fängt wieder an. Und nach dem zweiten klatscht man nicht mehr. Das ist selbst dem kleinen Bürger zuviel. Also setzt sich der Solist hin, ein wenig verprügelt.

So ein Solist war also Zipper.

Es wird aber noch romanhafter. – Kommen Sie, wir müssen einen Kaffee trinken, ich kann nicht mehr so viel sprechen. Der alte Johann, der Markör, ist zum ersten Male seit vierzig Jahren in Urlaub gefahren. Ich habe also keinen Kredit. Sie laden mich aber ein.«

Im Kaffeehaus erzählte P. weiter:

»Eines Abends kommt der berühmte Clown Lock nach Nizza ins Café, gerade zum Solo. In der Pause geht er zu Arnold hin und engagiert ihn als Partner. Nun ist Arnold ein echter Musikant. Ich wußte nie, wo ich

sein Gesicht hintun sollte. Jetzt weiß ich es: es gehört unbedingt in ein Varieté.«

P. zog eine Brieftasche und entnahm ihr eine Photographie. Es war Arnold. Er trug Pumphosen und ein schmales Jackett und einen hellen steifen Hut mit breiter Schärpe.

»Ein echter Habig!« rief ich aus.

»Oh, sehen Sie!« sprach P. weiter. »Sehen Sie dieses Gesicht! Dieses Gesicht hat zwanzigtausend Ohrfeigen bekommen. Es hat eine hündische Trauer. Es ist so traurig, weil es nicht erzählen kann, wie traurig es ist. Denken Sie an seinen Auftritt. Er kommt auf die Bühne, ahnungslos, er weiß nicht, daß im Parkett das Publikum sitzt. Er ist ein Trottel, er sieht aus wie einer, der nur Essen und Trinken nötig hat, um frohgelaunt zu sein. Er will ein Stück auf der Geige spielen. Aber sobald er spielen will, kommt ein anderer Clown, ein selbstbewußter, auch ein Narr, aber ein Narr mit Ambitionen, ein Narr, der bereits weiß, daß es ein Publikum gibt, einen Direktor, eine Gage. Dieser kluge Narr gibt unserm Arnold eine Ohrfeige. Arnold hatte gerade zwei Bogenstriche gemacht. Aber diese zwei Töne, die er noch hervorbringt, bevor es der andere merkt, sind so klar, so himmlisch, daß es jedem Zuhörer leid tut, daß Arnold nicht weiterspielt. Kennen Sie das? Natürlich. Sie haben es schon gesehen, und nun wissen Sie, daß Arnolds musikalisches Talent gerade noch dazu reicht, diese zwei Töne himmlisch zu spielen.

Das ist der Roman!«

»Ich sehe«, sagte ich, »nichts Romanhaftes darin. – Selbst wenn ich das Leben Arnolds schreiben würde, wäre es kein Roman in diesem Sinn. Ich muß Ihnen übrigens den Vorwurf machen, daß mir dieser Schluß ein bißchen gewollt vorkommt. Ich würde Arnold im Kaffeehaus Sologeiger bleiben lassen. Ich würde ihn auch nicht gesondert von seinem Vater behandeln können.«

»Da haben Sie recht!« rief P. »Die Zippers gehören zusammen. Betrachten Sie diesen Vater. Er ist an Arnolds Unglück schuld, für den Fall, daß Arnold immer noch unglücklich ist. (Aber das wäre Nebensache.) Alle unsere Väter sind an unserem Unglück schuld. Das sind die Väter der Generation, die den Krieg gemacht hat. Sie haben ihre Uhrketten, ihre Eheringe für Eisen gegeben. Ach, was waren sie für Patrioten! Meinem Vater hat nichts so leid getan wie meine Krankheit, die mich gehindert hat, in den Krieg zu gehen. Erinnern Sie sich nur: wer hat im Sommer 1914 vor der serbischen Gesandtschaft protestiert: wir oder unsere Väter? Wer hat die Feinde – allerdings im Kasino – ›umzingelt‹? Am Nachmittag, beim Sechsendsechzig? Sie sind wie ein Ochs verladen worden,

und Ihr Vater hat der Mutter gesagt: ›Eine jede Kugel trifft ja nicht.‹ Wenn Ihr Vater auch eingerückt ist, hat er höchstens eine Brücke bei Floridsdorf bewacht.

Erinnern Sie sich nur: Sie kamen zurück, die unseligste aller Generationen der Neuzeit. Was war geschehen? Ihr Vater hat Zeit gehabt, neue Kinder zu zeugen, mit den Mädchen, die eigentlich für Sie bestimmt waren. Kaum waren Sie zu Hause, da saßen die Väter schon wieder dort, wo sie den Krieg angefangen hatten. Sie machten die Zeitungen, die öffentliche Meinung, die Friedensschlüsse, die Politik. Sie, die Jungen, waren tausendmal gescheiter, aber müde, halbtot, sie mußten ausruhen. Sie hatten nicht, wovon zu leben. Es war gleichgültig, ob Sie gefallen oder heimgekehrt waren. Und *wohin* waren Sie heimgekehrt? – In Ihre Elternhäuser!

Erinnern Sie sich an diese schauderhaften Elternhäuser! Haben Sie jemals die Bibliothek der Zippers gesehen? Ich habe oft mit den Bänden gespielt. Da waren drei prachtgebundene Jahrgänge ›Moderne Zeit‹, das ›Deutsche Knabenbuch‹, ›Der Trompeter von Säckingen‹ – welch eine Literatur! Erinnern Sie sich an die Kommode? Wir haben zu Hause eine ähnliche. Wenn ich ein Meter von ihr entfernt bin, fürchte ich mich schon vor ihren Kanten. Welch lebensgefährliche Möbel! Welch klirrender Hängeleuchter mit elektrisch beleuchteten Kerzen aus Porzellan, aber gedreht wie Wachs! Diese Kalender, die jedes neue Jahr vor den Schreibtisch gehängt wurden! Und diese abonnierten Blätter mit den Leitartikeln. Mein Vater kann heute noch nicht einschlafen, wenn er nicht weiß, was – ›Er‹ gesagt hat. ›Er‹ ist das absolute Er hinter dem Leitartikel. ›Er‹ ist dort, wo man alles weiß, ›Er‹ ist im Grunde genau so ein törichter kleiner Bürger wie sein Leser.

Arnold ist der junge Mann der Kriegsgeneration. (Kommen Sie, gehen wir ein wenig.)«

Wir gingen in den Park zurück. P. sprach lange. Er versuchte Arnolds Gleichgültigkeit, seine Trauer, seine Unentschlossenheit, seine Schwäche, seine Kritiklosigkeit auf die Erziehung zurückzuführen und auf den Krieg.

Die Sonne stand sehr hoch, die Kindermädchen rüsteten, nach Hause zu gehen, die Mittagsstunde brach an. Ich hörte, mit welcher Unerbittlichkeit P. die Menschen aus der Zeit zu erklären wußte. Zu dieser Entschiedenheit hatte er vielleicht mehr Recht als ich, als jeder andere, weil er ein Sterbender war. Er mußte zu jeder Zeit mit dem Urteil über alle Erscheinungen fertig sein, heute noch, zu jeder Stunde erwartete er den Tod.

Ich widersprach ihm nicht, ich gab ihm nicht recht. Ich sagte nur:

»Hätte ich einen Vater gehabt, ich hätte ihm keinen Vorwurf gemacht.« (Zu einem ganz kleinen Teil war übrigens der alte Zipper mein Vater.) »Sie stellen sich so hoch über die Menschen, daß Sie nur ihr Schwarzes und ihr Weißes sehen, ihre Schuld oder Unschuld. Sie richten wie ein Gott und wie ein Richter: nach den Absichten und nach den Taten. Wir aber, die wir im Krieg waren, richten nach dem Stoff, aus dem die Menschen gemacht sind.

Wir waren nicht nur müde und halbtot, als wir heimkamen, wir waren auch gleichgültig. Wir sind es noch. Wir vergaben nicht unseren Vätern, wie wir den jüngeren Generationen nicht vergeben, die uns nachrücken, ehe wir noch unsere Plätze hatten. Wir vergeben nicht, wir vergessen. Oder noch besser: wir vergessen nicht, *wir sehen gar nicht. Wir geben nicht acht. Es ist uns gleichgültig.* Das Schicksal der Menschen, des Landes, der Welt, was geht es uns an? Wir machen nicht Revolutionen, wir treiben passive Resistenz. Wir empören uns nicht, klagen nicht an, verteidigen nicht, erwarten gar nichts, fürchten gar nichts – – daß wir nicht freiwillig sterben, ist alles. Wir wissen, daß noch einmal eine Generation kommen wird, die so sein wird, wie unsere Väter waren. Noch einmal wird Krieg sein. Wir betrachten das lächerliche Gehabe derer, die an der Traurigkeit der Welt leiden – wie Sie –, derer, die im Krieg nicht waren – und der Jungen, die an dem Willen leiden, etwas zu bessern, zu verändern. Wenn Skepsis nicht auch eine Teilnahme voraussetzen würde, dann hätte ich gesagt: wir sind Skeptiker. Aber wir nehmen überhaupt nicht teil. Sie verspotten das Pathos. *Wir* aber glauben auch nicht an den Witz. *Sie* hassen die Reaktion. *Wir* zweifeln auch an den Erfolgen der Revolution. Was wollen Sie? – *Wir sind irrtümlich zurückgekommen.*«

P. schwieg.

Ich betrachtete die Kinder, die aufgeregt ihre Spielzeuge sammelten, nichts wollten sie vergessen, unerbittlich entriß jedes, was ihm gehörte, dem Spielgenossen. Aber der grüne Frieden des Mittags im Park, die sanften, blonden Gesichter der Kindermädchen und die tiefen Gesänge der Glocken versöhnten mich mit allem, was da war – – auch mit den traurigen Instinkten der kleinen Menschen und mit der Stumpfheit der Alten.

Selbst die Fliegen summten, als wollten sie die Glocken nachahmen ...

Brief des Autors an Arnold Zipper

Lieber Arnold,

vielleicht, ja wahrscheinlich wird Dir dieser mein bescheidener Bericht über Deines Vaters und über Dein bescheidenes Leben in die Hand kommen. Es ist möglich, daß Du es aufgegeben hast, noch einmal mit mir in eine briefliche Verbindung zu gelangen, und daß Du Deine neue Existenz mit dem wahrscheinlich berechtigten Entschluß begonnen hast, nicht mehr an die Vergangenheit zu rühren. Dann wäre dieser Brief, den ich Dir eben schreibe, das einzige Zeichen meiner Freundschaft, das Du nach langer Zeit erhältst, und ein Zeichen meiner durch den vorliegenden Bericht keineswegs beendeten oder auch nur geschwächten Freundschaft. Denn ich habe, wie Du siehst, nachdem Du alles gelesen hast, unsere Freundschaft ebensowenig erschöpft wie Dein Schicksal. Ja, es schien mir, kaum hatte ich den letzten Punkt hinter das Geschriebene gesetzt, daß ich nicht zuviel, sondern viel eher zuwenig von Dir berichtet habe. Der Grund dafür scheint mir eben darin zu liegen, daß ich zwischen Dir und mir die Distanz nicht sehe, die zwischen Deinem Vater und mir vorhanden war. Vielleicht auch hatte ich die einigermaßen berechtigte Angst, ich müßte, wollte ich mehr von Dir schreiben, auch manches nicht Unwichtige von mir selbst erwähnen – und das hätte den Rahmen meiner Aufgabe sprengen können. Mit jener Klarheit Dich zu zeichnen, die allein aus der Distanz kommt, war mir, wie schon gesagt, nicht möglich. Doch schien mir das Leben Deines Vaters mit dem Deinen so notwendig verbunden, daß ich, wollte ich Dich eliminieren, vieles hätte verschweigen müssen. Und beim Schriftsteller beginnt schon dort, wo er schweigt, die Lüge.

Dies alles mußte ich Dir direkt sagen, ins Gesicht gewissermaßen, obwohl immerhin die Gefahr besteht, daß Dich dieser Brief niemals erreichen wird. Ich fühlte die Notwendigkeit, mich bei Dir zu entschuldigen, nicht, weil ich Dein Leben zum Gegenstand meines Buches gemacht habe, sondern umgekehrt: weil ich zuwenig von Dir berichtet haben könnte. Du gehörst zu jenen Menschen, denen man nicht zu erklären braucht, was den Unterschied macht zwischen einer Indiskretion und einer exemplarischen Darstellung. Ich weiß also schon, daß Du, weit entfernt, Dich über dieses Buch zu ärgern, Dich darüber freuen wirst, in dem Maß, in dem Dir mein Versuch gelungen erscheinen wird: der Versuch, an zwei Menschen die Verschiedenheiten und die Ähnlichkeiten zweier Generationen so darzustellen, daß diese Darstellung nicht mehr als der private Bericht über zwei private Leben gelten kann. Denn so

stark und, man kann sagen, so sonderbar auch die Individualität Deines Vaters war, seine Erscheinung war noch mehr typisch für die Generation unserer Väter, und ich habe die Hoffnung, daß mancher meiner Leser von unserem Alter im Herrn Zipper, zumindest in vielen Eigentümlichkeiten Zippers, seinen eigenen Vater erkennen wird, ebenso wie er sich selbst in Dir erkennen muß, wie ich mich selbst in Dir zu erkennen glaube. Ja, ich gestehe Dir, daß es mir manchmal scheint, ich könnte Du sein und selbst auf der Bühne des Varietés stehen und die vergeblichen Versuche machen, auf meiner Geige ein Spiel zu beginnen. Vielleicht, so denke ich, käme in dieser Art der regiemäßig verhinderten Produktion, über die das Publikum lacht, das traurige Verhältnis, das ich zum Publikum habe, besser zum Vorschein als durch die mühseligen Worte, durch die ich mich verständlich zu machen versuche, ebenso vergeblich, wie Du zu spielen. Dein Beruf hat eine gröbere, aber dafür auch eine deutlichere Symbolik. Er ist symbolisch für unsere Generation der Heimkehrten, die man verhindert zu spielen: eine Rolle, eine Handlung, eine Geige. Wir werden uns nie verständlich machen, mein lieber Arnold, wie Dein Vater es noch konnte. Wir sind dezimiert. Wir sind zu wenige. Zu wenige für diese Welt, in der nichts anderes als das rein physische Gewicht der Masse den Durchbruch macht und nicht die geistige Energie einer Einheit.

Ich beglückwünsche Dich dennoch zu Deinem neuen Beruf. Versuche Du nur weiter, vergeblich zu spielen, wie ich nicht aufhören will, vergeblich zu schreiben. »Vergeblich«, das heißt: scheinbar vergeblich. Denn es gibt, wie Du selbst weißt, irgendwo eine Region, in der die Spuren unseres Spiels verzeichnet bleiben, unlesbar, aber auf eine merkwürdige Weise wirkungsvoll, wenn nicht jetzt, so nach Jahren, und wenn nicht nach Jahren, so nach Tausenden von Jahren. Man wird wahrscheinlich nicht wissen, ob ich geschrieben und Du gespielt hast oder umgekehrt. Aber in dem geistigen Gehalt der Atmosphäre, der stärker ist als ihr Gehalt an Elektrizität, wird ein fernes Echo Deines einen Geigentons schweben, neben dem ebenso fernen Echo eines Gedankens, den ich einmal habe niederschreiben dürfen. Und sicherlich wird die verfehlte Sehnsucht unserer ganzen Generation unsterblich bleiben, wie sie unerfüllt geblieben ist.

Ich begrüße Dich in alter Freundschaft

Joseph Roth

Sie haben dieses Buch gemocht ?
Ähnliche Benutzer haben auch heruntergeladen

Jules Verne

Ein Drama in den Lüften

Der französische Ich-Erzähler wartet auf dem damaligen Theaterplatz (heutiger Rathenauplatz) von Frankfurt am Main vergeblich auf drei Stadtverordnete, die an seiner Ballonfahrt teilnehmen wollten. Aufgrund der enttäuschten Zuschauer, die dem Start entgegenfiebern, beschließt der Ballonpilot den Aufstieg allein durchzuführen. Im Moment des Ballonstartes springt ein Fremder zu ihm in die Gondel. Der Blinde Passagier zwingt den Ballonfahrer immer höher zu steigen und erzählt diesem anhand einer Reihe von Kupferstichen von der verlustreichen Geschichte der Luftfahrt.

Maxim Gorky

Das Werk der Artamonows

In "Das Werk der Artamonows" schildert Gorki den Aufstieg und Niedergang einer russischen Bourgeois-Familie in der Zeit nach der Aufhebung der Leibeigenschaft bis zur Oktoberrevolution. Drei Familien-Generationen sind in die Handlung des Romans verstrickt.

Kurt Tucholsky

Schloß Gripsholm

Das Buch beginnt mit dem Abdruck eines fiktiven Briefwechsels zwischen dem Autor und seinem Verleger, Ernst Rowohlt, dessen Unterschrift Tucholsky mit „Ernst (Riesenschnörkel) Rowohlt“ wiedergibt. Darin regt Rowohlt Tucholsky an, eine leichte Liebesgeschichte zu schreiben, während dieser um ein höheres Honorar feilscht.

Lev Nikolayevich Tolstoy

Die Kreutzersonate

Posdnyschew, Mörder seiner Frau, frühzeitig ergraut, mit blitzenden Augen und nervösem Gebaren, hört auf einer längeren Zugfahrt, wie die Reisenden über Liebe als Grundbedingung für eine glückliche Ehe diskutieren – eine Ansicht, die vor allem von einer nicht mehr jungen, häßlichen, rauchenden Dame vertreten wird. Ein alter Kaufmann dagegen vertritt rigoros patriarchalische, antiquiert anmutende Ansichten. Endlich, nachdem die meisten ausgestiegen sind, erzählt Posdnyschew seine Geschichte: Als junger

Mann, nach Jahren des Alleineseins beschließt er zu heiraten. Obwohl er körperliche Begehrlichkeiten als „tierisch“ ablehnt, ist er von der Sinnlichkeit seiner Frau angezogen und fasziniert, sie bekommen fünf Kinder. Seine Gattin – sie ist eine nun dreißigjährige Schönheit – erfährt, dass sie aus gesundheitlichen Gründen keine Kinder mehr bekommen darf, damit ist jede körperliche Beziehung zu Ende. Sie widmet sich nun ihren persönlichen Neigungen, besonders dem Klavierspiel. Posdnyschew argwöhnt, dass sie nach einer neuen Liebe Ausschau hält, und er vergeht vor Eifersucht, wenn sie in dem gemeinsamen Haus mit einem Geiger musiziert (die „Kreutzersonate“). So kommt es zur Zuspitzung des Ehekonflikts, er tötet die vermeintliche Ehebrecherin.

Sir Walter Scott

Der Talisman

Honoré de Balzac

Eugénie Grandet

Das Buch handelt von der Familie Grandet, die in Saumur an der Loire lebt. Vater Grandet ist einer der reichsten Männer der Umgebung und dabei unmenschlich geizig; sein ganzes Trachten und Streben gilt allein der Wahrung und Mehrung seines Vermögens. Die Mutter, seine Tochter Eugénie und das Hausmädchen führen in seinem Schatten ein stilles, freudloses Dasein.

Joseph von Eichendorff

Die Entführung

Graf Gaston - zwischen zwei schönen jungen Frauen stehend - wählt die rechte.

Christian Johann Heinrich Heine

Die Götter im Exil

Die Götter im Exil ist ein 1853 erschienenes Erzählwerk Heinrich Heines. Das Thema kreist darum, was wohl aus den alten abgesetzten heidnischen Gottheiten wurde – den „Göttern im Exil“. Der Text lässt sich keinem Genre eindeutig zuordnen und wechselt zwischen persönlicher Betrachtung und reiner Erfindung. Es gibt Anteile von Essay, Anekdote, Sage und Lügengeschichte. Er erscheint relativ selten in Anthologien und gehört zu den unbekannteren Werken Heines.

Søren Kierkegaard

Zur Selbstprüfung der Gegenwart empfohlen

In den Schriften dieses Bandes geht es um eine Frage, die Kierkegaard auch nach dem Zeugnis seiner Tagebücher in diesen Jahren

immer auf's Neue durchgrübelt hat: um das Verhältnis von religiöser Forderung und Gnade, von Nachfolge Christi und Vergabungsglaube, von "Gesetz und Evangelium". Kierkegaard zeigt, daß er ein Gottesverhältnis nur im Glauben an die alles umfassende Gnade Gottes für möglich hält. Es ist jedoch sein Ziel, so von der Gnade und dem Glauben zu reden, daß der Stachel der "unendlichen Forderung" und unseres Versagens an ihr sich um so schärfer ins Herz des Lesers drückt; sehr eindrucksvoll ist es da z.B., wie er die Geschichte vom barmherzigen Samariter deutet: sieh den Priester, der den Mißhandelten in seinem Elend liegen läßt, und dann "sollst Du zu Dir selbst sagen: 'Das bin ich.'" Christus und seine Gnade werden hier verstanden und erlebt als eine ständige Unruhe, die zur Verinnerlichung treibt.

Gustave Flaubert

November

"November", ein Frühwerk Flauberts, kreist um den Eros als magisch-betäubende Kraft. Der damals einundzwanzigjährige Autor erzählt in halb träumerisch-romantischer, halb realistischer Perspektive vom erwachenden Liebesverlangen eines Jugendlichen. Die Liebe zur unerreichbaren Frau ergießt sich in einer phantasierenden, bilderreichen Sprache, die alles, Naturerlebnisse und überschwängliche Liebe, in einem breiten reißenden Strom vereint.

Dieses Jugendwerk Flauberts ist ein kostbares Zeugnis seiner anarchisch-stürmischen Phase. Bereits hier geht es, wie später in der "Education sentimentale", um eine Schule der Gefühle und der sinnlichen Liebe, und darum wohl hat Flaubert es auch in seinen späten Jahren gelten lassen. Noch heute eröffnet es einen ungewöhnlichen Zugang zu seinem Werk.



www.feedbooks.com
Food for the mind